

ISSN 2191-3455

Bochumer Literaturkritik • Heft 3 2011

SPECIAL  
HÖRBÜCHER

INTERVIEWS  
MARCEL BEYER  
WOLFGANG WELT  
JAN-UWE FITZ

RHETORIK DER  
FUSSBALLSPRACHE

SACHBÜCHER

fusznote

# Inhalt

Editorial .....	S. 3
»11 Freundinnen müsst ihr sein!« (Okka Gündel: »11 Freundinnen müsst ihr sein«) .....	S. 4
Nächtliche Experimente (Thomas Bernhard/Peter Hamm: »Sind Sie gern böse?«) .....	S. 5
Essay – »Vogelkunde, Menschenstudien«.....	S. 6
Marcel Beyer im Interview .....	S. 7
Wolfgang Welt – Auf der Suche nach dem vergessenen Autor .....	S.10

## Themenschwerpunkt »Hörbücher«

Essay – »Anmerkung zu einer Medienkritik des Hörbuchs« .....	S.12
Heiner Müllers Sprechen und Schweigen (»MÜLLER MP3«) .....	S.14
Zum deutschen Hörbuchpreis 2011 .....	S.16
Annäherung an Nelly Sachs (»Nelly Sachs. Schriftstellerin – Berlin – Stockholm«) .....	S.16
Rückkehr ins »Geisterhaus« (Isabel Allende: »Das Geisterhaus«) .....	S.17
Zu Gast im Fünfeinhalb-Minuten-Flur (Mark Z. Danielewski: »House of Leaves«) ....	S.18
Zwei Figuren, zwei Sprecher, ein Hörgenuss (David Nicholls: »Zwei an einem Tag«) .....	S.20
Lange Zeit sollten wir früh schlafen gehen (Marcel Proust: Gesamtausgabe) .....	S.21
Amerikanische Träume... (Jonathan Franzen: »Freedom«) .....	S.22

Filmbesprechung »Naokos Lächeln« .....	S.23
Harry-Potter-Portalstart .....	S.24

## Sachbücher

Vom Nomaden zum Staatsfeind (Rosenbach / Stark: »Staatsfeind Wikileaks«).....	S.24
»Ein Schelm, wer Böses dabei denkt« (Kurz / Rieger: »Die Datenfresser«) .....	S.25
Und was soll ich lesen? (Richard Kämmerlings: »Das kurze Glück der Gegenwart«) .....	S.26
Das PiiP-Prinzip (Silke Heimes: »Schreiben im Studium: das PiiP-Prinzip«) .....	S.27
Bericht – Schreibtraining live .....	S.27
»Die intellektuelle Ehe« (Hannelore Schlaffer: »Die intellektuelle Ehe«) .....	S.28
»Ab 18 –was junge Menschen wirklich machen« .....	S.28
Die Krankheit des Jahrhunderts (Arno Geiger: »Der alte König in seinem Exil«) .....	S.29

## Belletristik

Kurzrezensionen (Janne Teller / Aimee Bender / Christa Wolf).....	S.30
Kurzrezensionen (Uwe Timm / Friederike Mayröcker / Wilhelm Genazino) .....	S.31
»Tief unten in der Fernschwelt« (Matthias Frings: »Ein makelloser Abstieg«) .....	S.32
Verloren im Dickicht der Ideen (Jeanette Winterson: »Die steinernen Götter«) .....	S.32
Wahrheit, Lüge, Tango (Richard Wagner: »Belüge mich«).....	S.33
Im Alltag öffnet sich ein geheimnisvoller Raum (Simon Armitage: »Zoom!«).....	S.33

»Bitte entschuldigen Sie meine Störung« – Jan-Uwe Fitz im Interview ..	S.34
--	------

### Impressum

Lehrstuhl Neugermanistik II  
Ruhr-Universität Bochum  
D-44801 Bochum  
lehrstuhl-pethes@rub.de

Herausgeberin:  
Dr. Jutta Person

Vi.S.d.P.:  
Prof. Dr. Nicolas Pethes

Redaktion:  
Philipp Baar, Katharina Bellgardt, Corinna Meinold, Katja Papiorek, Viola Zenzen, Britta Peters (Leitung)

Gestaltung: Britta Peters

Kontakt zur Redaktion:  
redaktion@fusznote.de

#### Fotos:

© Rainer Sturm / PIXELIO (Titel), Bronia Sawyer, www.flickr.com/photos/broniart/ (S. 7), Natalie Binczek (S. 9), Philipp Baar (S. 10, 20), Philip Siefke (S. 12), Audio-Verlag (S. 21), Pandora Film (S. 23), Melanie Hoffmann (S. 35).

Beitragende dieser Ausgabe: Nadia Al-Massalmeh, Philipp Baar, Katharina Bellgardt, Roman Belyutin, Natalie Binczek, Jana Bleckmann, Juliane Gigler, Anita Hakopians, Moritz Hanneemann, Nadine Hemgesberg, Tanja Herkner, Lea Holstein, Sabrina Kaul, Patrick Lüke, Sabine Malischewski, Christina Mees, Corinna Meinold, Judith Niehaus, Solveig Nitzke, Katja Papiorek, Britta Peters, Nicolas Pethes, Christoph Ranft, Franziska Schade, Lisa-Marie Schöttler, Jacqueline Stork, Kim Uridat, Katharina Wolters, Philipp Wuwer.

Die Verwendung aller Inhalte und insbesondere der Abdruck sowie die kommerzielle Verwendung in Printpublikationen oder im Internet bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung der Rechteinhaber und Autoren.

Erscheinungsweise:  
halbjährlich

ISSN 2191-3455

Im Sommersemester 2012 findet an der Ruhr-Universität Bochum ein weiteres Blockseminar »Literaturkritik in der Praxis« unter der Leitung von Literaturkritikerin Jutta Person statt. Interessierte Studierende der Germanistik können die Anmelde-modalitäten per Mail unter lehrstuhl-pethes@rub.de anfragen.



# Editorial

## Drei Hefte – eine erste Bilanz

### 500 Stück Printauflage, ...

...stellen wir fest, sind neuerdings schneller vergriffen, als die Druckfarbe trocknen kann. Die zweite Ausgabe wurde uns förmlich aus den Händen gerissen. Das heißt, die *fusznote* wird gelesen!

Jetzt ist das dritte Heft im Print und schon erneuern wir uns: Zuerst den Look. Wir haben der *fusznote* ein neues Coverlayout verpasst – kiosктаuglich, aber immer noch widerständig gegen das strikte Diktat der Konventionen des Editorial Designs. Es gibt auch eine neue Rubrik: Unter dem Label *Lokalhelden* stellen wir ab dieser Ausgabe regelmäßig Autoren und Kulturschaffende aus dem Bochumer Umfeld vor. Wir beginnen mit einem echten Lokalhelden, dem – nie wirklich – vergessenen Autor Wolfgang Welt. Außerdem haben wir mit einigem Einsatz versucht, Marcel Beyer einen Hinweis auf ein kommendes Romanprojekt zu entlocken, und mit ihm über verschollene Grusel-MP3 geplaudert. Über seinen Besuch an der Ruhr-Universität, das Schreiben an sich und die Hörbuchfassung von *Kaltenburg* berichten wir auf den kommenden Seiten ausführlich.

Damit hörten die Besuche nicht auf. In diesem Sommer haben wir unsere erste Autorenlesung organisiert und konnten Jan-Uwe Fitz gewinnen, im Kulturcafé eine echte Sause zu veranstalten! Wir hatten viel Spaß dabei und hoffen, solche Events in Zukunft öfter anbieten zu können.

Wir freuen uns außerdem über unseren ersten internationalen Gastautor, Dr. Roman Belyutin von der Universität Smolensk, der unserem Heft nach der Teilnahme am RUB-

Kolloquium *Rhetorik der Fußballsprache* am 13. Juli nun unterhaltsame Betrachtungen über den professionellen Frauenfußball beisteuert.

Geschenke konnten wir auch zum ersten Mal verteilen, der @fusznote-Twitteraccount hat inzwischen gut über 150 Follower und zwei Bücher aus dem Pool für unsere Follower-Verlosung gingen an Gewinner in Essen und Lauterbach.

Fazit: Wir haben ein anstrengendes, erfolgreiches *fusznote*-Semester hinter uns und eine Menge geschafft. Langsam haben wir das Gefühl, mit der Redaktion und den vielen Trägerinnen und Trägern (an dieser Stelle ein Dank an alle!) in die richtige Richtung zu steuern. Sehr gefreut hat uns, dass wir Mitstudierende für Netzthemen und Hörbücher begeistern konnten, und wir sind in diesem Herbst – wir geben es gerne zu – super neugierig auf das, was sich hinter der kargen Ankündigungsoberfläche von [www.pottermore.com](http://www.pottermore.com) verbirgt. Wir werden die Entwicklung dieses E-Book- und Social-Reading-Portals rund um die Romane von J. K. Rowling beobachten und hier darüber schreiben. Natürlich aus dem besten Hogwarts-Haus und mit kritischer Feder!

*Philipp Baar und Britta Peters*  
(Redaktion *fusznote*)

# 11 Freundinnen müsst ihr sein!

## Neues von Josepha Herberger und Bernadette Zimmermann

»Aus! Aus! Aus! Das Sommermärchen 2011 ist aus!« Mit solchen Worten hätte sich wahrscheinlich der legendäre Herbert Zimmermann nach der unerwarteten Niederlage der deutschen Fußballfrauen gegen Japan im Viertelfinale der WM-Frauenfußballweltmeisterschaft von allen Fußballfreunden und -freundinnen verabschiedet. Und »11 Freundinnen müsst ihr sein«, hätte der nicht minder legendäre Sepp Herberger Birgit Prinz, Inka Grings, Simone Laudehr & Co zugerufen, hätte er für einmal die Perspektive gewechselt und die DFB-Frauennationalmannschaft trainiert. Warum nicht? – »Männer lockern die Atmosphäre einfach auf, das tut allen gut«, zitiert die Sportschau-Redakteurin Okka Gundel in ihrem Buch zur zurückliegenden WM Bundestrainerin Silvia Neid, wenngleich womöglich nicht alle angesprochenen Helden des Männerfußballs dieser Aufgabe gewachsen wären, denn: »die Arbeit mit Frauen erfordert ganz besonderes Fingerspitzengefühl«.

Der imaginäre Zeitsprung zurück in die deutsche Fußballgeschichte drängt sich dennoch bereits angesichts des Titels *11 Freundinnen müsst ihr sein* auf, der einen Bezug zum interdiskursiven Erinnerungsort und Deutungsmuster des »Wunders von Bern« und seiner Protagonisten herstellt. Dass die Autorin auf die berühmte Redensart »Elf Freunde müsst ihr sein« zurückgreift, ist kein Wunder. »Das Wunder von Bern« hatte seinerzeit wie kein anderes Sportereignis eine mentale Aufbruchsstimmung in der Bundesrepublik erzeugt.

Das vorliegende Buch ist vor der Frauenfußballweltmeisterschaft in Deutschland erschienen und partizipiert an dem neuen Interesse der Öffentlichkeit, an der Veranstaltung im Allgemeinen und der Damen-Nationalmannschaft im Besonderen. Es ist im Geist der Hoffnung verfasst, dass »alle sich an diesen Sommer erinnern werden, am besten daran, dass Deutschland damals zum dritten Mal hintereinander Weltmeister wurde«. »Die Zukunft ist jetzt«, versichert uns Okka Gundel in Anlehnung an die Worte des ehemaligen FIFA-Präsidenten Sepp Blatter »Die Zukunft des Fußballs ist weiblich«. Ich habe dieses Buch gelesen, als die WM schon Vergangenheit war. Umso interessanter lesen sich jetzt die von Gundel zusammengetragenen

exklusiven Interviews mit der Bundestrainerin, den Spielerinnen und einer Schiedsrichterin. Und umso nachdenklicher wird man nach der Lektüre des Vor- und Nachwortes des erklärten Frauenfußballfreunds Dr. Theo Zwanziger.

Im Grunde findet der Leser in einem Buch drei Mini-Bücher. Das eine ist der beeindruckende und anekdotenreiche Exkurs in die Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland. Die »zarten Anfänge« und die »Geburtsstunde der Nationalmannschaft« (so bildhaft geht Gundel mit der Benennung einiger Kapitel um) sind mit dem Namen Hannelore Ratzeburg verbunden: »Ihr Name ist Programm, wenn es um Frauenfußball in Deutschland geht«. Außer einer Menge fußballerischen Wissens enthält das Kapitel eine Reihe spannender historischer Fakten, die man zweifelsohne zu den deutschen »Erinnerungsorten« zählen kann: Konfrontation zwischen Ost und West, Mauerfall, Wiedervereinigung etc.

Der zweite Block stellt Gesichter und Geschichten der 12 Fußballfrauen dar, dem Leser ist sogar ein Blick hinter die Kulissen – also in die Kabine und in den Alltag der Stars erlaubt. In diesem Teil erfahren wir, wann und warum Silvia Neid einmal »wie eine nasse Katze aussah«, wie die Mädels auf die Anfragen des *Playboy* reagierten, bei wem das Motto »Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen« die Kinderjahre geprägt hat usw. Der Buchautorin gelingt es sehr gut, das Sportliche und das Emotionale zu verbinden, sie berichtet in angemessener und verständlicher Sprache über die Tops und Flops der Sportlerinnen im »Damals« und »Jetzt«. Auch über die für uns schon vergangene Zukunft – das Highlight 2011 (»Jede Zukunft hat auch eine Vergangenheit«) – wird viel geschrieben. Für einige »Freundinnen« sind die Träume zum Trauma geworden: Inka Grings wünschte sich z. B. folgende Schlagzeile: »Inka Grings schießt Deutschland ins Finale«, die Wunschschlagzeile von Bajramaj war: »Bajramaj schießt Deutschland in der Nachspielzeit zum dritten WM-Titel«, bei den anderen, wie z. B. bei Bibiana Steinhaus, wurden die Träume wahr, denn Gundel befürchtete zu Unrecht: »Weil die deutschen Frauen so erfolgreich sind, wird sie möglicherweise nie ein großes

internationales Finale bei einer WM, EM oder bei Olympia pfeifen dürfen«.

Sehr unterhaltsam und witzig ist das letzte Kapitel des Buches »Anekdoten aus der guten alten Zeit« des Frauenfußballs. Ziel ist, die heute zum Teil nur wenig bekannten älteren Generationen der deutschen Fußballfrauen ins Licht zu rücken. »Eine Alex Popp zum Beispiel gibt, ohne mit der Wimper zu zucken, zu, dass sie keine Ahnung hat, wie ihre heutige Bundestrainerin Silvia Neid gespielt hat«. Als Sprachwissenschaftler habe ich aber mit besonderem Interesse das Unterkapitel über den Sprachwirrwarr um den Begriff »Frauenfußball« gelesen. Wie sollen wir diesen Sport nennen – Frauenfußball, Damenfußball, Lady-Soccer, oder Women-Soccer? Gundel kommt der Sache auf die Spur und warnt uns vor dem Gebrauch einiger unschöner Wörter. Ein bisschen übertrieben und aus interkultureller Perspektive nicht ganz korrekt dagegen mutet dem Verfasser die Geschichte »Irgendwann im Ostblock« an, die kein vorteilhaftes Bild von Russland zeichnet.

Wie dem auch sei: *11 Freundinnen müsst ihr sein* ist lesenswert und es steht nach der Lektüre sofort außer Frage, dass man fortan (auch) den Frauenfußball lieben wird. Schön, dass diese bislang noch »heimliche« Liebe einer Sportschau-Moderatorin sich in der Form eines alle Fans begeisternden Buches materialisiert und neue Perspektivierungen bei der Analyse der gesellschaftlichen Funktion des Frauenfußballs aufzeigt.

Roman Belyutin

Okka Gundel: *11 Freundinnen müsst ihr sein. Warum Frauenfußball begeistert*. Knauer, 2011, 9,99 €.

Dr. Roman Belyutin ist Linguist am Lehrstuhl Deutsch der Staatlichen Universität Smolensk/Russland und forscht zur Rhetorik der Fußballsprache. Während der Frauen-Fußballweltmeisterschaft verbrachte er als Stipendiat des DAAD einen Forschungsaufenthalt am Germanistischen Institut der RUB.

Weitere Informationen unter [http://staff.germanistik.rub.de/neuermanistik-2/wp-content/uploads/file/WS\\_Belyutin\\_Platat\\_1.pdf](http://staff.germanistik.rub.de/neuermanistik-2/wp-content/uploads/file/WS_Belyutin_Platat_1.pdf)

# Nächtliche Experimente

## In »Sind Sie gern Böse« interviewt Peter Hamm Thomas Bernhard

»Ich hab noch nie eine Kritik, ganz wurscht welche, gelesen, die nicht ein totales Mißverständnis gewesen wäre, eigentlich nicht eine einzige.«

Eine Frage vorweg: Welche Kritik kann standhalten bei einem Autor, den selbst die eigenen Werke nie zufrieden stellten? Und als wäre das nicht schlimm genug, jetzt auch noch eine Kritik zu einem Gespräch, von dem der Autor nicht wollte, dass es die Welt zu lesen bekommt. Gemeint ist das Interview »Sind Sie gern böse?«, das Peter Hamm 1977 mit Thomas Bernhard am späten Abend in dessen Haus führte und das der Suhrkamp Verlag nun 22 Jahre nach Bernhards Tod erstmals veröffentlicht. Peter Hamm wurde mit seiner Rezension über Bernhards ersten Gedichtband *Auf der Erde und in der Hölle* 1957 zu seinem ersten Kritiker.

Warum aber wollte Bernhard nicht, dass dieses nächtliche Gespräch einem Lesepublikum preisgegeben wird? Weil er selbst einen literarischen Text aus all dem hat machen wollen, wie Hamm selbst vermutet, weil er zu ehrlich auf die Fragen seines Gegenübers antwortete oder weil seine Antworten voller Widersprüche stecken? Er selbst schrieb in einem Brief an Hamm über das gemeinsame Gespräch, er wolle nicht noch mehr Märchen über sich und sein Werk lesen. Gewiss war der Rahmen des Interviews zu später Stunde in Bernhards Haus, nach Essen und Wein, ein intimerer als sonst üblich. Sicherlich nicht ohne Grund hatte Bernhard den Text des Gespräches in seinem Brief als Experiment bezeichnet. Was Bernhard bewog, gegen die Veröffentlichung zu sprechen, bleibt spekulativ, fordert uns aber auf, Bernhards Worte genau zu lesen und doch nicht zu sehr auf die Goldwaage zu legen.

Seine Entscheidung, das Interview entgegen Bernhards Wunsch nach dessen Tod doch noch zu veröffentlichen, begründet Hamm mit dem Hinweis auf das möglicherweise ein oder andere interessante Detail für Bernhard-

Kenner, und scheint daher besonders diesen mit der verspäteten Publikation einen Gefallen tun zu wollen. Hamm hinterfragt im Gespräch mit dem eigensinnigen Autor, warum dieser den Weg ging, den er ging, und versucht, das Selbstverständnis Bernhards zu Lyrik, Prosa und dramaturgischem Werk zu ergründen.

Bernhard antwortet mal offen und ausführlich, mal sind seine Antworten knapp und ausweichend. Zuweilen gewinnt der Leser den Eindruck, Bernhard ziehe sich auf seine Figuren zurück. Streckenweise erleben wir den Autor abgeklärt, fast schon lässig, und spüren eine eigenwillige Selbstverständlichkeit seiner Aussagen, wenn wir versuchen, uns die äußeren Umstände des Gespräches in Bernhards Haus im Nachhinein vor Augen zu führen. Immer wieder hören wir auch – teils gewollt, teils ungewollt – eine Prise Ironie hier, eine Prise Sarkasmus da.

Während der erste Teil des Interviews um Bernhards Vita und prägende Faktoren wie die Beziehung zum Großvater, die Jugendzeit im Internat, das Studium am Mozarteum, oder auch die Kaufmannslehre und die Tätigkeit als Gerichtsschreiber kreist, dürfte den Bernhard-Leser besonders die zweite Hälfte interessieren: geht es hier doch noch konkreter um Einschätzungen Bernhards zum eigenen literarischen Schaffen. Hamm richtet das Augenmerk auf die Aufführungspraxis der dramatischen Werke Bernhards, seine Einstellung zu den Themen Tod und Kritik und stellt die namensgebende Frage des Bandes: »Sind Sie gern böse?«

»Ich will ein Theater haben, aber keine Menschen oder soziale Geschichten oder Gefühle.«, so Bernhard, im Idealfall hätte er gern redende Fleischklumpen auf der Bühne, wenn es um die Rezeption seiner Stücke, in diesem Fall den *Boris*, geht. Das Gemachte an der Literatur interessiere ihn am meisten, er möchte dort sein, wo Menschen als Figuren agieren, beim genauen Lesen entdecke

man, dass alles in seinem Werk aus Liebe bestehe und die Wirklichkeit eine hinfällige Konstruktion sei, vergleiche man sie mit der im Kopf. Das alles sind nur einige aus dem Zusammenhang gegriffene Äußerungen Bernhards, die der Leser des Buches in einen Kontext zu setzen versuchen kann. Die Literatur scheint für Bernhard jedenfalls eine Option gewesen zu sein, die es ermöglichte, absoluter vorgehen zu können, als es die Wirklichkeit zulässt.

Bernhard ergriff die Schreiberei als eine Möglichkeit unter vielen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und seinem Ziel, berühmt zu werden, näher zu kommen. Ironischerweise stieß er, der am liebsten dort lebte, wo er den größten Widerstand zu erwarten hatte und sich nach eigenen Aussagen liebend gern mit allem in Widerspruch setzte, dabei auf keine Widerstände seitens der Verleger. In der Literatur fand Bernhard damit glücklicherweise ein gewinnbringendes, beständiges Ventil gegen die Ruhelosigkeit, die ihn zeitlebens antrieb. Auch wenn man beim Lesen oft die Resignation seiner Stimme zwischen den Zeilen zu hören glaubt, so hat er dieser nie nachgegeben. Es sei, so Bernhard selbst, die Neugierde, die ihn antrieb und ihm den Stillstand verweigerte, obwohl er nie an große Neuerungen und Veränderungen glaubte. Der mögliche Erkenntnisgewinn, den der einzelne Leser aus »Sind Sie gern böse?« zieht, ruft die Frage auf den Plan, ob dieser nicht, ebenso wie diese Besprechung, zwangsläufig zu einem jener Missverständnisse werden muss, die Bernhard so gern behoben gesehen hätte. Und geben wir Bernhard das letzte Wort: »Mehr kann ich nicht sagen.«

Katharina Wolters

Thomas Bernhard/Peter Hamm: »Sind Sie gern böse?«, Suhrkamp, 2011, 14,90 €.



»DER RUF DER DOHLE«



**Gegenwartsliteratur  
zwischen den Sprachen**  
Marcel Beyer im Gespräch mit seinem chinesischen  
Übersetzer Han Ruixiang  
Mittwoch, 6.7.2011, 17 Uhr st., HGB 30

## Vogelkunde, Menschenstudien

### Marcel Beyers Randgänge deutscher Geschichte als Roman, Hörbuch und Lesung

Die Romane Marcel Beyers experimentieren seit zwei Jahrzehnten mit Formen der Wahrnehmung, die auf den ersten Blick abseitig wirken und sich erst auf den zweiten als besonders treffend zu erkennen geben. Das Romandebüt *Das Menschenfleisch* (1991) schloß an den Beobachtungsstil des Nouveau Roman an, *Flughunde* (1995) montierte die Perspektiven der Goebbels-Tochter Helga mit derjenigen eines Tontechnikers im Führerbunker, und *Spione* (2000) übertrug Überwachungs- und Verschwörungsszenarien auf den Schauplatz des Familiengedächtnisses. In seinem 2008 publizierten letzten Roman (der im Dezember erscheinende Band *Putins Briefkasten* versammelt kurze Prosastücke) konstruiert Beyer, eng an die Biographie von Konrad Lorenz angelehnt, eine Spurensuche nach einem fiktiven Zoologen namens Ludwig Kaltenburg.

*Kaltenburg* erschien simultan auch als Hörbuch, gelesen von Schauspieler Bernd Geiling – eine gekürzte, ansonsten aber dramaturgisch nicht weiter aufbereitete Darbietung des Romans, der angesichts seiner ornithologischen Exkurse bereits manchem Leser wenig gefällig vorkommen wollte. Hätte sich vom Sujet her nicht eher *Flughunde* als Hörbuch angeboten? Die Geschichte des Stimmforschers Karnau und seines Projekts, ein umfassendes

Archiv menschlicher Artikulationsformen auf Tonband zu bannen, lassen den Roman geradezu als Idealtyp ‚akustischer‘ Literatur erscheinen. Und doch verdeutlicht Geilings Lesung, indem sie den dokumentarisch präzisen und nüchternen Stil von *Kaltenburg* in Tonlage und Stimmführung umsetzt, daß der aufdringliche Einsatz akustischer Effekte dem Hörbuchgenre womöglich eher schädlich wäre. Denn Beyers Sprache zielt nicht auf die Suggestion von Authentizität, sondern auf die bewußt unspektakuläre Rekonstruktion der Prozesse des Wahrnehmens, Erinnerns und Erzählens.

Das hat *Kaltenburg* bereits in der Druckfassung den Vorwurf eingebracht, handlungsarm wenn nicht gar langweilig zu sein: Ludwig Kaltenburg ist Vogelkundler, und seine Aufmerksamkeit gilt ausschließlich seinen Dohlen, auch wenn er deren Studium im Kontext von Drittem Reich, Zweitem Weltkrieg und erstem sozialistischen Staat auf deutschem Boden betreibt. Diese Verengung des Blicks ist narrative Strategie: Je mehr Kaltenburg bemüht ist, politische Verstrickungen durch einen Tunnelblick auf die Tierwelt auszublenden, um so mehr werden die Vögel zu Auslösern und Stellvertretern vielfältiger biographischer und historischer Traumata. Auf diese Weise bildet sich aus den vogelkundlichen Verweisen ein Netzwerk heraus, das anhand des vermeintlich marginalen Seitenblicks auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier die Geschichte des 20. Jahrhunderts jenseits gängiger Darstellungsweisen und Rezeptionsreflexe herausbildet.

Die Erzählstrategie, deutsche Geschichte als traumatisierende Vogelkunde zu erzählen, beginnt mit dem Unverständnis des Erzählers, Kaltenburgs Schüler Hermann Funk, warum sich sein Vater und sein nachmaliger Lehrer über die Pflege eines kranken Staren heillos zerstritten haben, und sie gipfelt in den Vogelleichen, die ihm während des alliierten Bombenangriffs auf Dresden im Februar 1945 als verschmorte Federbündel auf den Kopf fallen. Indem Hermann Funk diese Erinnerungen im Gespräch mit der Dolmetscherin Katharina Fischer Schritt für Schritt entflieht, werden sie als Schlüssel für den Knick in Kaltenburgs Lebenslauf kenntlich. Dieser Knick tritt in der Hörbuchfassung aufgrund der unumgänglichen Kürzung von 400 Romanseiten auf 4 CDs noch pointierter hervor als im gedruckten Roman, in dem die wenigen Nebensätze, die Kaltenburgs Tätigkeit in den Kriegslazaretten 1942 betreffen, beinahe untergehen.

Was genau der große Ornithologe dort trieb, bleibt hier wie dort offen. Zunehmend verdichten sich aber die Hinweise, daß die »Todesatmosphäre« des Zerwürfnisses zwischen Funk und Kaltenburg von dessen Studien im Kontext der NS-Medizin herührt, und daß sein Hauptwerk »Urformen der Angst« gar nicht auf Tierbeobachtungen, sondern auf Menschenversuchen beruht.

Es gehört zur Qualität von Beyers Prosa, derartige Zusammenhänge nicht plakativ zu verkünden, sondern als Möglichkeit anzudeuten. Niemand habe ihn zeitlebens so enttäuscht, wie sein väterlicher Mentor, gibt der Erzähler zu Protokoll, und der Schutzschild, den die Vögel vor Kaltenburgs Erinnerungen bilden, zerfällt in dessen letzten Lebensjahren nach der Flucht von Dresden nach Wien. In diesem Brüchigwerden von Konstruktionen liegt auch der Kern von Beyers Roman: Er erzählt von der Durchlässigkeit einer Grenze, die in der modernen Wissenschaft dazu führt, daß auch Tierforscher Anteil an Menschheitsverbrechen haben.

Für den Aufweis dieses Grenzverlusts, für die Vertierung des Menschen als Subjekt wie als Objekt der Wissenschaft, ist der dokumentarische Ton von Beyers Prosa unerlässlich. Daß es bei solchen Grenzgängen aber immer auch um Fragen der Vermittlung geht, machte Marcel Beyer im Rahmen einer Lesung mit seinem Übersetzer ins Chinesische, Han Ruixiang, im vergangenen Mai an der Ruhr-Universität deutlich: Unter dem Titel *Der Ruf der Dohle* diskutierten Beyer und Han, moderiert von Benno Wagner (Germanistik) und Henning Klöter (Sinologie), mit Studierenden über die Möglichkeit, deutschsprachige Gegenwartsliteratur an ein chinesisches Lesepublikum zu vermitteln. Vielleicht ist nach alledem also weder Kaltenburg noch seine Dohlenkolonie Protagonist von Beyers letztem Roman, sondern Katharina Fischer, die als Dolmetscherin der Rekonstruktion ihrer Geschichte lauscht?

*Nicolas Petthes*



## Marcel Beyer im Interview

*Marcel Beyer kommt mit dem ICE nach Bochum. Der Dresdner war ein paar Tage in Köln, die Jury des Heinrich-Böll-Preises traf sich, um den Gewinner zu bestimmen. Wir holen Beyer auf dem Bahnsteig ab. Der Mann, der aus dem Zug steigt, sieht aus wie auf seinem Wikipediafoto. Auf dem Weg zum Hotel unterhalten wir uns über Bochum (mag er), das Unicenter (hält er für eine malerische Industriearchitektur), Scooter und ein mysteriöses MP3 namens »Der Führer hustet«. Im Büro bekommt Beyer, dessen Humor wir inzwischen zu schätzen gelernt haben, einen Kaffee, dann kann das Interview losgehen.*

**fusznote:** In Ihre Romane ist viel Wissenschaftsgeschichte eingearbeitet, sie sind sehr recherchéintensiv. Wir haben uns gefragt, wie Sie den Materialaufwand bewältigen?

Beyer: Nun, je länger man schreibt, oder je älter man wird, desto weniger tollkühn wird man. Als ich Anfang der 90er Jahre anfang, an *Flughunde* zu arbeiten und wusste, dass mein Erzähler Akustiker sein soll, gab es zuerst mal gar nicht so viel Material zu recherchieren. Ich war auch noch zuversichtlicher, mutiger, bzw. es ging mir nicht um Genauigkeit. – Doch, schon um Genauigkeit, aber nicht darum, erst ganze Fachwelten in Augenschein zu nehmen. Das akustische Fachvokabular in *Flughunde* ist, wenn ich da an die Eröffnungsszene denke, auch ein Stück Science Fiction – das habe ich zumindest ge-

dacht. Mittlerweile weiß ich, dass es tatsächlich so abgelaufen ist.

Es gab für *Flughunde* noch keine Forschung zur Stimme, so gut wie nichts zur Rundfunkgeschichte, zur Beschallung von Großveranstaltungen im Nationalsozialismus, darüber habe ich erst in einer Arbeit von 2008 das erste Mal gelesen. Ich bin wesentlich unbekümmerter an die Arbeit gegangen als dann bei *Kaltenburg*.

*(Er denkt nach) Beyers Stimme klingt ruhig, sanft; er spricht langsam, macht kurze Sprechpausen, um nachzudenken. Auch im Gespräch scheint er seine Worte sehr bewusst zu wählen, hin und wieder korrigiert er eine Formulierung, weil ihm etwas Treffenderes eingefallen ist.*

Bei *Kaltenburg* hat das auch damit zu tun, dass ich nach meinem Umzug nach Dresden mit Menschen ins Gespräch kam, deren DDR-Geschichten mich anregten, und bei denen ich immer wieder rückfragen konnte. Man darf sich Recherche bei mir nicht so vorstellen, dass ich etwas wissen will und dann auf die Suche gehe – »Wie find ich das raus« – das gibt es zwar auch zwischendurch, aber meistens ist es so, dass mir etwas zu Ohren kommt und sich daraus eine Szene oder ein Motiv, das sich durch den Roman zieht, entwickelt. Dann erst suche ich, um dem einen Hintergrund zu geben oder eine Geschichte draus zu machen. Es mag ja auch sein, dass die Geschichte, die ich zu hören bekomme, selbst aus einem literarischen Zusammenhang stammt und gar nicht aus dem tatsächlichen Erleben.

Über den 13. Februar habe ich ganz schön viel gelesen, einfach weil es mich interessierte, das war auch ein gutes Hineinsteigen in DDR-Geschichtsschreibung, auch aus internationaler Perspektive. Da ist zum Beispiel diese Figur des Holocaust-Leugners David Irving, der als junger Mann nach Deutschland gekommen ist und in Dresden als Historiker mit offenen Armen empfangen wurde – weil ein Amerikaner kam, oder jemand aus Nordamerika. An die Quellen ist er natürlich nicht ran gekommen, aber es gibt Fotos, auf denen er begrüßt wird in Dresden, das war ein Riesending, ganz verrückt.

So steige ich dann in die Geschichte ein und finde merkwürdige Anekdoten, Geschichten über den 13. Februar und über die Tage danach, die einen eigentlich schon aufgrund ihrer Bildmächtigkeit sehr skeptisch machen. Kann sich das denn in einer so zur Anekdote geronnenen Form überhaupt abgespielt haben? Wenn man weitergeht, stößt man darauf, dass am 14. Februar im Propagandaministerium in Berlin die Not groß war, man wusste nicht, wie man mit dieser Bombardierung umgehen sollte und hat dann Opfergeschichten erfunden und die gestreut. Ich recherchiere also, um Tatsachen herauszufinden, lande aber wieder mitten in Fiktionen. In einer Stadt wie Dresden, wo dann auch die Nachrichteninfrastruktur zerstört ist, verbreitet sich alles über das Erzählen. Wenn man dann noch geschickt Leute einschleust, die bestimmte Geschichten verbreiten, werden die immer weiter erzählt. Und so werden Fiktionen zu scheinbaren Fakten. Gerade das waren die zentralen Momente, denen ich auf den Grund gehen wollte. Um zu wissen: Verbreite ich eigene oder fremde Fiktionen in meinen Texten?

Ich bin, als ich nach Dresden kam, vielen Leuten begegnet, aber um solche Geschichten abzulösen vom Erleben, von der reinen Erinnerung von Freunden, bin ich eingestiegen in die Stadtgeschichte, soweit da Ereignisse überhaupt aufgearbeitet worden sind. Es ist interessant, wie eine Erforschung des Alltags, die wir im Westen schon sehr lange selbstverständlich kennen, in der DDR nur ganz punktuell stattgefunden hat, das ist eigentlich eine Entwicklung der Nachwendezeit.

Es gibt auch noch viel, was überhaupt nicht in den Blick genommen wurde, zum Beispiel dass Dresden eine große Garnisonsstadt war. Es gab dort 500.000 Einwohner und 250.000 sowjetische Soldaten. Aber schon diese Zahl ist eine hochgerechnete. Wenn man nun loszöge und sich militärische Biografien angucken würde, dann gehören die alle einer Generation an, die vom Kalten Krieg geprägt ist, von der ideologischen Auseinandersetzung. Und schon wäre ich wieder ganz vorsichtig: Welche Information bekomme ich eigentlich? Von hier aus kann ich auch wieder in diese seltsamen Zwischenwelten zurückkehren, die es offenbar gegeben hat. Offiziell gab es Kontakt zwischen den Dresdener Einwohnern und der Garnison nur bei irgendwelchen Festen oder zum Propagieren der deutsch-sowjetischen Freundschaft, aber es gab im Geheimen noch andere Verbindungen. Es gab Liebespaare, aber die haben das natürlich geheimgehalten. Wie stößt man auf solche Verbindungen? Auf einem kleinen Soldatenfriedhof, auf dem »Russengelände«, wie sie es nennen, waren Gräber von Soldaten, die in den späten 80ern gestorben sind, da waren frische Blumen drauf. Und allein bei diesen Blumen denkt man: Da verbergen sich Geschichten.

an, die vom Kalten Krieg geprägt ist, von der ideologischen Auseinandersetzung. Und schon wäre ich wieder ganz vorsichtig: Welche Information bekomme ich eigentlich? Von hier aus kann ich auch wieder in diese seltsamen Zwischenwelten zurückkehren, die es offenbar gegeben hat. Offiziell gab es Kontakt zwischen den Dresdener Einwohnern und der Garnison nur bei irgendwelchen Festen oder zum Propagieren der deutsch-sowjetischen Freundschaft, aber es gab im Geheimen noch andere Verbindungen. Es gab Liebespaare, aber die haben das natürlich geheimgehalten. Wie stößt man auf solche Verbindungen? Auf einem kleinen Soldatenfriedhof, auf dem »Russengelände«, wie sie es nennen, waren Gräber von Soldaten, die in den späten 80ern gestorben sind, da waren frische Blumen drauf. Und allein bei diesen Blumen denkt man: Da verbergen sich Geschichten.

**fusznote: Warum haben Sie sich vor allem das Dritte Reich als Thema ausgesucht? Und dabei speziell nicht nur die Nazizeit, sondern auch diese toxischen Figuren, also zum Beispiel Ludwig Kaltenburg oder Hermann Karnau in *Flughunde*.**

Ja, ich glaube, die Abgrundfiguren haben einen besonderen Reiz für mich. Weil bei solchen Figuren immer Mensch oder Bestie

auf der Kippe steht. In früheren Fassungen von *Flughunde*, als diese Kinderperspektive noch gar keine Gegenperspektive war – die hat sich bei mir erst nach und nach herausgebildet – war Karnau entweder ein Nichts oder eben die pure Bestie. Und erst, indem ich ihm eine Sympathie gegenüber den Kindern und auch von den Kindern zu ihm erschrieben habe, hat er etwas Schillerndes und für mich Interessantes gewonnen. Karnau ist fiktiv, der Bezug zu Konrad Lorenz ist aber ein realer. Mich interessieren Figuren, die im Leben immer wieder an Punkten stehen, wo sie eine Entscheidung treffen können – für die Unmenschlichkeit oder die Menschlichkeit. Es interessiert mich, solchen Figuren zu folgen, wenn ich vier oder fünf Jahre an einem Roman schreibe. Ich verbringe ja dann eigentlich die ganze Zeit mit so einer Figur, und auch damit, im Gedankenexperiment zu überlegen, wie sich jemand vor dem Hintergrund tatsächlicher historischer Ereignisse in welcher Situation entscheidet. Zumal wenn äußere gesellschaftliche Bedingungen hinzukommen, die die Bestie begünstigen.

**»Wenn ich der Sprache nicht trauen würde, wäre ich nicht Schriftsteller geworden.«**

Marcel Beyer im Interview

**fusznote: Können Sie sich vorstellen, mal ein modernes Setting zu gestalten, das aber auch so eine Figur zum Thema hat?**

Beyer (*denkt lange nach*): Das Merkwürdige wäre, wenn ich mir eine Gegenwartsfigur aussuche, von deren Hintergrund ich erstmal gar nichts weiß, ich würde doch wieder auf so eine Spur geraten und auf den Nationalsozialismus zurückgleiten. Bestimmte Bedingungen sind im Nationalsozialismus geschaffen worden, er hat einzelnen Menschen die Möglichkeit gegeben, sich neu zu erfinden, wie kein anderes gesellschaftliches System. Er ist für das 20. Jahrhundert der Referenzrahmen, aus dem wir alles andere betrachten.

Der kranke, pathologische Psychopath allein interessiert mich nicht, weil es da allein um die Reaktion der anderen Figuren geht. Das ist, als wenn man wie zum Selbstschutz sagt: »Adolf Hitler war eben eine Bestie«. Die Frage, die man sich stellen müsste, ist aber: »Zu was bin ich eigentlich fähig?« Mir geht es um das Ineinander von Individuum und Gesellschaft. Wo verschieben sich gesellschaftliche Dinge, dass der leicht pathologische Fall auf

einmal zum Normalen wird, und eine gute Karriere einschlagen kann oder gar nicht mal so sehr Karriere, sondern wie bei Hermann Karnau eher eine Obsession.

**fusznote:** Wir haben in *Kaltenburg* diese Kafka-Anspielungen gelesen. Ist das bewusst, dass Sie Kafka als jemand wahrgenommen haben, der an der Stelle, wo ein Mensch in Statistiken gerät und vermessen wird, wo das Individuum vom System bedroht ist, den Blick ansetzt? Konrad Lorenz hat als (Tier-)Verhaltensforscher ja damit zu tun gehabt.

Beyer: Es gibt viele Kafkas. Der Kafka der Körperschrift spielt in allen meinen Romanen eine Rolle, ohne dass ich tatsächlich immer Anspielungen unterbringen müsste... (*denkt nach*) Nein, Kafka als den Erfinder von Konrad Lorenz habe ich erst nach dem Roman bemerkt, und dem würde ich gern auch noch mal nachgehen. Ich kann das nur schwer beurteilen. Liegt das an meinem Blick, den ich eingeübt habe? Dass ich drauf komme, welches Verhältnis Kafka zu Tieren hat? Wie ist das Verhältnis des biografischen Kafka zu Tieren in einer Zeit, also 1917, als er gerade ganz intensiv über Tiere schreibt? Das sind ja keine beobachteten, sondern eher Fabeltiere. Und dann ist er im Sommer 1917 bei seiner Schwester, hat da erste echte Tierbegegnungen und verwandelt sich in seinem Verhältnis zu Tieren. Er nimmt Tiere zum ersten Mal als Mitbewohner seiner Welt wahr. Das wäre so ein Kafka, aber den habe ich für mich erst entdeckt, als *Kaltenburg* schon abgeschlossen war. Das ist aber etwas, das man meinem Erzähler Hermann Funk zuordnen könnte, der hat eine Abneigung gegen Vögel, vielleicht von seinen Eltern, man weiß eigentlich nicht so richtig: Wollen die ihn quälen? Ich könnte das, was ich jetzt über Kafka weiß, auch über die Figur von Hermann Funk schieben.

**fusznote:** Die Flughunde, der Berliner Zoo, die Vögel im Dresdener Feuersturm, welche Funktion haben die Tiere in Ihren Romanen, was steckt dahinter? Sind sie Metaphern für etwas anderes?

Beyer: Eigentlich würde ich sagen, die Tiere in meinen Texten versuchen der Metapher zu entkommen, Metapher ist was menschliches, hat mit Sprache zu tun. Aber die Tiere sind nicht arbiträr gesetzt. Es ist eher so, dass durch sie eine Welt jenseits von menschlicher Sprache und Schrift aufgezeigt wird. Allein die Präsenz dieser Welt relativiert uns als Menschen und auch mich als Schriftstel-



Marcel Beyer im Gespräch nach seiner Lesung

ler, der ich da sitze und schreibe. Das heißt, eigentlich ist das eine permanente poetologische Selbstbefragung. Was bin ich für ein Wesen, dass ich hier sitze und schreibe?

In diesen Momenten tauchen dann Wesen auf, die genau das nicht machen und es geht die Frage an mich: »Trauen Sie der Sprache nicht, dass sie sich immer auf Tiere einschließen?« oder »Ist das ein utopisches Element mit den Tieren, die nicht über Sprache und Reflexion verfügen?« Der Meinung bin ich eigentlich nicht. Wenn ich der Sprache nicht trauen würde, wäre ich nicht Schriftsteller geworden. Nein, ich, der Autor, interessiere mich vor allem dafür, wie die Tiere mit unserer Welt in Kontakt treten. Häufig bemerken wir das gar nicht, aber die Tiere kontaktieren uns ständig und machen offenbar Kommunikationsangebote. Das ist eine kommunikative Welt, die in unserer Welt liegt, aber von uns fast gar nicht zur Kenntnis genommen wird. Und das finde ich wahnsinnig interessant vor dem Hintergrund der Theorien aus den späten 70er und 80er Jahren, in denen ich sozialisiert wurde, wo es immer um Kommunikation ging. Auf einmal merke ich: Es gibt ja noch ganz andere Kommunikationssysteme, in die ich auch eingebunden bin, ich bin nur derjenige, der nicht antwortet.

**fusznote:** Haben Sie eigene Tiere?

Nein, grundsätzlich bin ich ein Katzenmensch, wo ich bin, locke ich mir Katzen an, aber für eine eigene bin ich einfach zu viel auf Reisen. Ich füttere auch die Vögel bei uns im Garten.

**fusznote:** Wie siehts mit neuen Projekten aus?

Beyer: (*lacht verschmitzt*) Zur Zeit schreibe ich nicht, ich bin nach dem Schreiben immer ganz froh, aus dieser Romanwelt wieder in die reale Welt eingetaucht zu sein, und genieße das im Moment. Wenn ich etwas schreiben würde, dann würde es sich eher mit dem Ersten Weltkrieg statt mit dem Zweiten befassen.

**fusznote:** Wir sind gespannt, danke für das nette Gespräch.

*Nach dem Interview fanden an der Ruhr-Universität unter dem Motto »Der Ruf der Dohle« eine Lesung und Podiumsdiskussion mit Marcel Beyer und seinem chinesischen Übersetzer Prof. Han Ruixiang statt. Beim vorherigen gemeinsamen Rauchen vor dem Hörsaal-Gebäude wird ihm ein Heftchen über den Tod des letzten Habsburgers zugesteckt... Wächst da ein neues Romanprojekt?*

Philipp Baar und Britta Peters

Suhrkamp veröffentlicht im Dezember einen neuen Erzählband von Marcel Beyer: *Putins Briefkasten*. Er enthält eine Sammlung bisher unveröffentlichter Erzählungen und Texte.



*fusznote* Feature

## LOKALHELDEN

### Wolfgang Welt

#### Auf der Suche nach dem vergessenen Autor

Das Schauspielhaus liegt im Dunkeln, es ist off-season, keine Spielzeit, mitten in der Nacht. Nur im Pfortnerkasten brennt noch Licht. Hier, vor ein paar Überwachungsbildschirmen, verbringt Wolfgang Welt seine Nächte. Bochums vergessenes Literaturwunder. Seine Romane sind die verkannten Urväter der Popliteratur, schnoddrige Alltagsbeschreibungen seines Lebens als Mu-

sikjournalist, Fußballer, Biertrinker, und schließlich Nachtwächter im Schauspielhaus. Sie lesen sich ein bisschen wie die Romane seines Freundes und Vorbildes Hermann Lenz. Auch mit seinem Förderer Peter Handke hat Welt noch Kontakt, sie schreiben sich ab und an einen Brief. Vor allem Handke ist es zu verdanken, dass Welt, der nie seinem schriftstellerischen Rang angemessene Auf-

»Ich wäre sehr gern Schriftsteller geworden, aber was sollte ich schreiben? Sollte ich einen Roman draus machen, wie ich jeden Tag in die Wirtschaft gehe und mich besaufe?«

Aus: *Doris hilft*

sechs, seit zwanzig Jahren. Ob ihm das nicht langweilig würde? Würde es, ja, aber er brauche die Kohle. Philippe Djian hat seine ersten Stories bei seiner Schicht an einer Mautstelle geschrieben – für Welt ist das nichts, auf der Arbeit kann er nicht Schreiben, er schreibt nur im Urlaub. Seine Methode ist mehr die Jack Kerouacs: Der hat *On the road* in einer einzigen Sitzung über drei Wochen geschrieben, Romane aus einem einzigen Guss, ein paar Jahre Leben zwischen einigen hundert rauschhaften Buchseiten – auch Welt hat jetzt wieder so einen Roman geschrieben, in den letzten drei Wochen Urlaub. Welts Gedächtnisleistung ist dabei wirklich erstaunlich. Er erinnert sich an jede alltägliche Kleinigkeit, und schreibt alles auf, selbst welche Zigarette er wann, wo geraucht hat. Das neue Buch soll wieder bei Suhrkamp erscheinen, denen läge der Text allerdings noch nicht vor. »Muss erst abgetippt werden« – Welt schreibt noch alles mit der Hand. Nachts, dabei trinkt er Wasser, Korrekturen am fertigen Text nimmt er nicht vor, er liest ihn auch nicht nochmal durch.

Auf die Frage, warum das Ruhrgebiet so viel weniger Literatur von Rang hervorgebracht habe als vergleichbare Ballungsräume, weiß auch Wolfgang Welt keine Antwort. Vor kurzem hat er zum 50. Geburtstag der Gruppe 61 einen Text für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* geschrieben. Erinnerungen an alte Zeiten, als die Zechen noch keine Museen waren. An in irgendwelchen Schubladen vermodernde literarische Schätze glaubt Welt nicht: »Wer einen guten Roman hat, der wird auch gedruckt« – und das von einem, der so lange warten musste, bis Suhrkamp ihn verlegen wollte. Bei unserem Gespräch ist Welt sehr ruhig, teilweise fast wortkarg. Ich beginne mich zu fragen, ob ich störe. Während ich Fragen stelle, nimmt er immer wieder Schwung auf seinem Drehstuhl und spielt Karussell. Er wirkt abwesend, müde, sein Atem geht rasselnd. An der Nachtschicht kann es nicht liegen, die ist er gewohnt. Nur wenn er über Bücher spricht, die ihm am Herzen liegen, und als die Rede auf Buddy Holly kommt, wird der 59-Jährige munterer (anscheinend stelle ich jetzt auch interessantere Fragen) und läuft erzählend im

Zimmer umher: Zur Bochumer Uni hat er heute keinen Draht mehr, das ist alles lange her. Eigentlich habe er ohnehin nur wegen des Wunsches der Eltern studiert, er wollte niemals wirklich Deutsch-, Englisch- oder Geschichtslehrer werden, sein Ziel sei schon immer die Schriftstellerei gewesen. Damit sah es dann einige Zeit sogar ganz gut aus, Welt machte als Musikjournalist Karriere, schrieb für das (mittlerweile eingestellte) Stadtmagazin *Marabo*, für den *Musik Express* und die *Sounds*.

Durch einen Zufall lernte er Hans-Ulrich Müller-Schwefe bei Suhrkamp kennen, der ihm vorschlug, doch mal ein Manuskript einzureichen. Doch daraus wird vorerst nichts, Welt erkrankt psychisch, hat Depressionen, Wahnvorstellungen, hält sich für J.R. Ewing und wird in die Psychiatrie eingeliefert. Wieder draußen setzt er sich an den ersten Roman, doch Rainald Goetz kommt ihm mit *Irre* mit einem Psychiatrieroman bei Suhrkamp zuvor, und Welts Erstling erscheint 1986 in Mini-Auflage bei Konkret. Heute, zwanzig Jahre später, ist er endlich bei Suhrkamp angekommen, »im Verlag Hermann Hesses«, wie er stolz berichtet.

Es wird Zeit für den allabendlichen Kontrollgang durch das leere Theater: Welt reicht mir eine Taschenlampe, geht dann vor mir her und überprüft schnaufend, ob alle Türen abgeschlossen sind. Es sei aber noch nie was passiert. Alles ruhig, seit tausendundeiner Nacht. Psychisch ginge es ihm heute gut, erzählt er; dann und wann lege er seine alten Buddy-Holly-Platten auf, oder gucke *Sturm der Liebe* und *Julia – Wege zum Glück*, wie er es früher mit seiner Mutter getan hat. Auf der Hälfte der Runde kommen wir wieder an der Pforte vorbei, Welt weist darauf hin, dass ich jetzt auch gerne gehen könne. Ich habe nun endgültig das Gefühl, er wolle mich loswerden. Welt liebt seine Einsamkeit hier, die Ruhe, seit zwanzig Jahren nur durch das WDR 4-Nachtprogramm unterbrochen. Im Westen nichts Neues, könnte man also meinen. Alltag. Aber das steht dann wohl im neuen Roman.

Philipp Baar

## WOLFGANG WELT

gen erzielte, jetzt dort erscheint, wo er hingehört: bei Suhrkamp. 2006 wurden die ersten drei Romane neu aufgelegt, 2009 folgte mit *Doris hilft* der vierte. Die früheren, sehr kleinen Auflagen von Konkret und Heyne sind natürlich lange vergriffen, vom Schreiben leben konnte Welt nie.

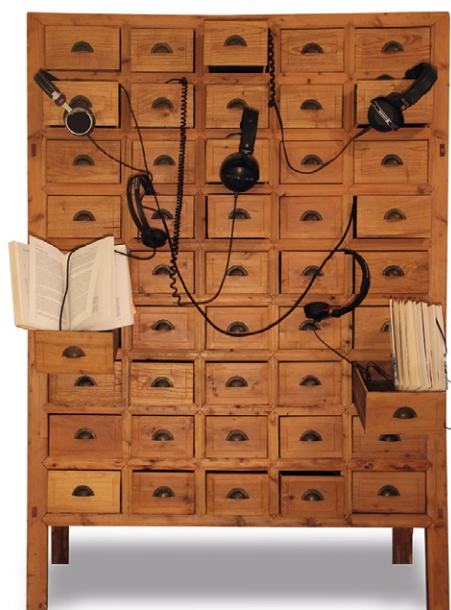
Daher sitzt er nachts im Schauspielhaus an der Tür, von abends um zehn bis morgens um

# Anmerkung zu einer Medienkritik des Hörbuchs

Im *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) beschreibt Martin Opitz über das Vorkommen von Literatur, präziser, über die im 17. Jahrhundert offenbar breite Palette ihrer Trägermedien: »Mann will vns auff allen Schüsseln vnd kannen haben / wir stehen an wänden und steinen«. Als Ornament und Beigabe von Gebrauchsgegenständen, »Schüsseln« und »Kannen«, findet Literatur einen Platz im Vollzug des Alltagslebens. In Anbetracht der genannten Reihe wird deutlich, dass es neben den mediengeschichtlich als bedeutsam und anschlussfähig ausgewiesenen Errungenschaften, der Schriftrolle, dem Kodex bzw. Buch und neuerdings dem Bildschirm eine Fülle von weiteren literarischen Träger- sowie Speichermedien gibt, welchen bislang keine nennenswerte medienhistorische Beachtung zuteil wurde. Als evolutionäre Nebenschauplätze werden sie übergangen, weil sie, so meine These, Literatur zum bloßen Beiwerk, Parergon herabzusetzen scheinen und im Zuge dessen eine tendenziell zerstreute, zumindest aber beiläufige Lektüre bedingen. Durchgesetzt in der literarischen Kommunikation und ihrer wissenschaftlichen Beobachtung haben sich hingegen diejenigen Trägermedien, die in der Regel keine andere Funktion ausüben, als Lit(t)erarisches, also Geschriebenes, festzuhalten und lesbar zu machen, allen voran das Buch. So wird eine funktionale Spezifikation, eine Eingrenzung des Rezeptionsrahmens vorgenommen und ein Lektürekonzentrat festgeschrieben, das Lesen als eine konzentrierte Tätigkeit begreift. Exakt diesem rezeptiven Richtmaß scheint das Hörbuch jedoch nicht immer zu entsprechen. Es überrascht daher nicht, dass es trotz seines kommerziellen Erfolgs und seiner Aufnahme als fester Bestand des Literaturbetriebs bislang kaum in den literatur- noch auch medienästhetischen Fokus gelangt ist.

Was aber ist ein Hörbuch? In dem verdienstvollen, von Erhard Schütz und anderen herausgegebenen Handbuch *Das BuchMarkt-Buch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen* wird das Hörbuch – immerhin wird es hier mit einem eigenen Lemma bedacht – fol-

gendermaßen definiert: »Das Hörbuch bezeichnet das Trägermedium eines vollständig oder in Auszügen gesprochenen Textes, das es ermöglicht, Literatur nicht lesend, sondern hörend zu rezipieren (etwa beim Autofahren, während der Haushaltsarbeit etc.).«<sup>1</sup> Diese Definition ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich, insbesondere aber, weil sie den Rezeptionsmodus des Hörbuchs zu dessen wesentlichem Bestandteil erklärt. Zur Basisbestimmung des Hörbuchs gehört offenbar, dass es eine besondere Rezeptions-, mehr noch: eine besondere Gebrauchsweise bedingt. Bereits im ersten Satz des Artikels wird dieser Aspekt hervorgehoben und in bemerkenswerter Weise präzisiert, als eine Nebenbei- bzw. Parallelrezeptivität nämlich. Ich wiederhole: »etwa beim Autofahren, während der Haushaltsarbeit etc.« – Es wäre ein durchaus viel versprechendes Unternehmen, die Strukturen dieses Hörens während der Ausübung anderer Tätigkeiten genauer zu untersuchen. Was ist das für ein Hören? Ist es zerstreut, abgelenkt und ineffizient oder vielleicht besonders produktiv? Tendenzuell jedenfalls haftet ihm eine pejorative Note an. – Wie auch immer diese Frage grundsätzlich und im Einzelfall beantwortet wird, festhalten muss man, dass diese Charakteristik, recht besehen, nicht als ein sozusagen »Alleinstellungsmerkmal« des Hörbuchs aufzufassen ist. Schließlich kann auch ein gedrucktes Buch etwa während der Zugfahrt oder im Wartezimmer oder auch im Gehen gelesen werden. Die Kulturgeschichte ist voll von Exempeln, die dies belegen.<sup>2</sup> Entscheidend ist vielmehr, dass solche rezeptiven Gebrauchsformen nicht zur definitorischen Grundausrüstung des Mediums Buch gerechnet werden. Allenfalls als Zusatzattribute finden sie Erwähnung. Das mag damit zusammenhängen, dass die Vielfalt der möglichen und tatsächlichen Gebrauchsformen den Gegenstand Buch folgenswer zu diversifizieren droht. Es hängt aber bestimmt auch mit dem Umstand zusammen, dass das Lesen eines Buchs üblicherweise nicht in pragmatischen, sondern in hermeneutischen Kategorien gedacht wird.



In medientechnischer Hinsicht verweist das Hörbuch auf eine ganze Bandbreite, sowohl älterer Vorgängermedien als auch neuerer, auditiver Aufzeichnungsapparate: das Grammophon, die Schallplatte, die CD oder Download-Datei. Diese Aufzeichnungs- bzw. Trägertechnologien sind ihrerseits mit weiteren Medientechnologien, genauer: mit Reproduktionsmedien aufs engste verquickt: etwa mit dem Plattenspieler, dem CD-Player oder Computer, um nur einige zu erwähnen. Mithin gehört zur Bestimmung des Hörbuchs nicht nur, dass es etwa als eine CD produziert wird, sondern auch, dass diese auf ein Abspielgerät angewiesen ist, d. h. auf einem CD-Player oder einem Computer gehört werden kann, womit unter Umständen weit reichende Unterschiede der Rezeption angesprochen sind. Damit sind zwar Banalitäten angesprochen, sie machen jedoch Folgendes deutlich: Als eine bestimmte Medientechnik verknüpft das Hörbuch – wie übrigens jedes andere Medium auch – ein ganzes Ensemble vielfältiger medientechnischer Funktionen. Eingeschlossen sind hiermit Rahmenbedingungen der Rezeption und des Gebrauchs des Hörbuchs, d. h. die ästhetischen Prozesse,<sup>3</sup> aber auch die vielfältig möglichen Usancen der Nutzung. Mit Ausnahme der inzwischen überholten Schallplatte besteht ein zentrales Kennzeichen des Hörbuchs in seiner Portabilität, sobald es in einem tragbaren Gerät abgespielt wird. Auch das konventionelle Buch kann fast überall mitgenommen werden – in diesem Sinne ist es immer auch eine Art Vademecum –, seine Lektüre und deren Reflexion ist jedoch in besonderer Weise reglementiert.

In dem von Erhard Schütz herausgegebenen Handbuch ist auch ein Eintrag zum Lemma ›Buch‹ enthalten, in welchem auf dessen ›Gebrauchsformen‹ an keiner Stelle eingegangen wird. Nachzulesen ist gleichwohl folgende, signifikante Bestimmung: »Zudem ist das Buch kein Nebenmedium: Es bindet beim Lesen den wichtigen Gesichtssinn [...] und verlangt wegen der im Buch nicht selten dargestellten komplexen Sachverhalte erhebliche mentale Anstrengungen, Konzentration und Zeitaufwand.«<sup>4</sup> Der Vergleich beider Artikel führt eine eigentümliche Asymmetrie vor, welche dadurch noch gestärkt wird, dass dem Hörbuch die Qualität, lesbar zu sein, in gewisser Weise sogar abgesprochen wird. Denn im Fall des Hörbuchs, heißt es ja in dem zuvor zitierten Hörbuch-Artikel, wird »Literatur nicht lesend, sondern hörend rezipiert«. Entweder lesen oder hören, so die hier behauptete Differenz. Und hörend, erst

recht nebenbei hörend, könne kaum gelesen werden. Nach dieser Auffassung ist Lesen reserviert für eine konzentrierte, mit Schrift zusammenhängende Operation. Eine zentrale Aufgabe einer medienwissenschaftlich interessierten Literaturwissenschaft besteht demgegenüber darin, Texte in unterschiedlichen medialen Aggregatformen zu ›lesen‹; im Fall des Hörbuchs insbesondere die Stimme des Sprechers in Bezug auf ihre Rhythmik, ihre Prosodie und die medientechnische Inskription. Ein Hörbuch zeichnet einen Text akustisch, vor allem aber mittels einer Stimme auf, welche von der Körperlichkeit des Sprechers abgelöst ist und sich somit ›auf Reisen‹ begibt. Im Fall des Hörbuchs kann sie ›auf diesen Reisen‹ buchstäblich den Wegen des Hörers folgen. Trotz ihrer Flüchtigkeit macht eine solche Stimme dennoch ihre besondere akustische Materialität, mithin eine ihr eigene mediale Körperlichkeit deutlich. Dem lesenden Hörer wird eine Einübung in das Aufspüren noch der feinsten Differenzen und Nuancen der Stimme abverlangt. Gefragt ist somit ein Vermögen, die Beiwerke, also Strukturierungselemente der Stimme zu erkennen und zu bestimmen.

Dies ist allerdings nur unter der Voraussetzung möglich, dass genauestens – und eben nicht nebenher – hingehört, und zwar auf die Stimme hingehört wird. Der Versuch, ein poetologisches Eigenrecht des Hörbuchs gegenüber dem geschriebenen, gedruckten Buch zu behaupten, kann nur unter der Prämisse erfolgen, dass die Artikulation einen wesentlichen Beitrag im Prozess der Signifikation leistet. Und in der Tat ist ein solcher nicht von der Hand zu weisen. Denn es macht durchaus einen Unterschied, ob eine männliche oder weibliche, eine alte oder junge Stimme spricht. Ob ihre Artikulation dialektal gefärbt ist oder der Hochlautung folgt, ob sie laut oder leise, tief oder hoch ist. Es macht einen Unterschied, ob der Autor selbst oder ein Sprecher seinen Text liest. Und es macht einen Unterschied, ob die Stimme natürlich klingt oder medientechnisch verfremdet, etc. Unterschiede, die Bedeutungen markieren und einen eignen Text, einen Sprech-Text generieren.

Indes kommt auch das Hörbuch nicht allein mit der Vokalisation, trotz ihrer bedeutungstragenden Zäsuren und Modulationen, aus. Vielmehr braucht es zumindest ein Minimum an schriftlichen und graphischen Paratexten. So gibt es auf dem Cover und/oder dem Display Auskunft über den Autor, nennt den Titel des Werks, die literarische Vorlage,

falls vorhanden, das Jahr der Aufnahme, den Sprecher. Zudem enthält es ein Inhaltsverzeichnis sowie Angaben über die Spieldauer der einzelnen Kapitel. Es orientiert sich dabei am gebundenen Buch, weshalb es nicht als Revitalisierung der oralen Tradition des literarischen Vortrags zu verstehen ist. Es will ein Buch, wenngleich ein akustisches, und nicht ein Vortrag sein. Je elaborierter und aufwändiger diese Paratexte ausfallen, desto größer die Annäherung des Hörbuchs an das gebundene Buch, desto stärker deren Allianz.

Natalie Binczek

<sup>1</sup> Ulrich Sonnenschein, *Hörbuch*, in: Erhard Schütz u.a. (Hg.): *Das BuchMarktBuch. Der Literaturbetrieb in Grundbegriffen*, Reinbek bei Hamburg 2005, S. 138-141, hier S. 138.

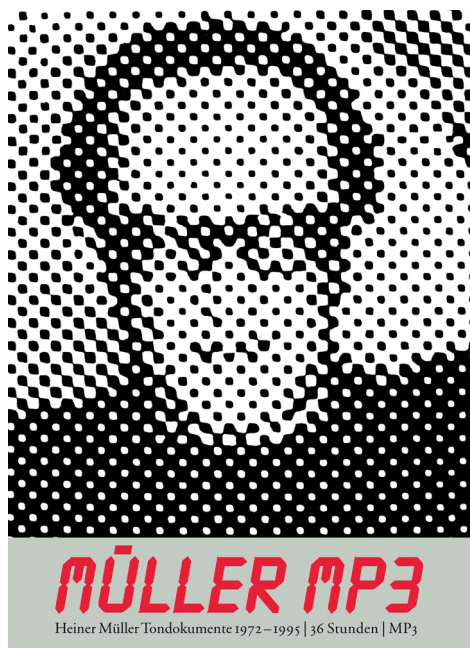
<sup>2</sup> Siehe dazu Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswandel um 1800*, Stuttgart 1987.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Katja Hachenberg, ›Hörbuch‹. Überlegungen zu Ästhetik und Medialität akustischer Bücher, in: *Der Deutschunterricht*, 56/4 (2004), S. 29-38.

<sup>4</sup> Ursula Rautenberg, *Buch*, in: Schütz (Hg.): *Das BuchMarktBuch*, S. 63-69, hier S. 65.

# Heiner Müllers Sprechen und Schweigen

Mit *MÜLLER MP3* legt der Alexander-Verlag eine opulente Heiner-Müller-O-Ton-Sammlung vor



Im Alexander-Verlag ist im Frühjahr 2011 die Heiner-Müller-O-Ton-Sammlung *MÜLLER MP3* erschienen, die Tondokumente aus den Jahren 1972 bis 1995 versammelt. Den grauen Schuber ziert ein überdimensionales Konterfei des Autors, das an eine schwarz-weiß Photographie, einen groben Rasterdruck oder das Negativ eines Bildes erinnert, zugleich jedoch an ein viel zu nah heran gezoomtes, viel zu groß aufgelöstes Digitalbild. Darunter prangt in großen roten elektronischen Leuchtbuchstaben, deren Segmente je nach Programmierung jeden beliebigen Schriftzug ergeben, der Titel *MÜLLER MP3*, in Müller-Manier in Versalien gesetzt. »Die Schrift wird unlesbar. Nur die Schreibmaschine / Hält mich noch aus dem Abgrund dem Schweigen / Das der Protagonist meiner Zukunft ist«, heißt es in einem 1995 geschriebenen Gedicht aus dem Nachlass Müllers. Dessen Titel *Ende der Handschrift* markiert einen Schlusspunkt: Nachdem er den Untergang zweier deutscher Staaten überlebt hatte, wurde Müllers Schweigen immer lauter – trotz der Flut von Interviews und Gesprächen, die er in seinen letzten Lebensjahren gegeben hat. Heiner Müller, die letzte große Handschrift der deutschen Literatur, dem das Telefax eine gespenstische Erscheinung war, ein Phänomen des bereits vom jungen Bertolt Brecht gesehenen neuen Tieres, das Zukunft und Ende des Menschen zugleich ist, sträubte und sträubt sich gegen das Digitale. In einem Zeitalter, in dem die Schreibmaschine längst Relikt einer vergangenen Epoche ist, heißt Müllers Sprechen immer auch sein Schweigen hören, das der Abgrund ist, über dem er sich schwebend zu halten versucht, vielleicht jedoch auch der Grund seiner Sprache, wie er es einmal für das Theater formulierte.

Herausgegeben von Kristin Schulz enthält *MÜLLER MP3* auf vier CDs mit weit über 100 Tracks an die 36 Stunden Material, begleitet von einem Booklet, mit 190 Seiten Umfang beinahe ein Buch, das jedem der Tondokumente über die formalen Informationen hinaus einordnende Kommentare und ergänzende Abbildungen zur Seite stellt: Neben zahlreichen Fotos eine Reihe faksi-

milierter Manuskripte und Dokumente wie Zeitungsartikel, Buchcover, Briefe. Zu hören gibt es Heiner Müller in Lesungen und als Redner, in Gesprächen, Diskussionen und Interviews – und zwar solchen, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis dato im Dickicht der Archive verborgen und nur schwer zugänglich waren. Bei den ausgewählten Lesungen handelt es sich überwiegend um Veranstaltungsmitschnitte, nur selten um Studioaufnahmen, wie im Falle der ersten drei Teile von *Wolokolamsker Chaussee* oder einiger Passagen aus der unter Müllers Leitung entstandenen Hörspielfassung von Brechts *Fatzer-Fragment*. Beide Arbeiten entstanden Mitte bis Ende der 1980er Jahre, zu einer Zeit, als der längst zur Institution gewordene Autor immer weniger schrieb und immer mehr sprach. Entsprechend stammt der Großteil der auf *MÜLLER MP3* enthaltenen O-Töne aus dem Zeitraum 1980 bis 1995. Müller liest seine dramatischen Texte, teils komplett, teils in Ausschnitten (eine namentliche Aufzählung käme guten Teilen eines Werkverzeichnisses gleich; exemplarisch seien die Lesungen von *Die Umsiedlerin* oder *Das Leben auf dem Lande* und *Germania Tod in Berlin* genannt); Prosa, nicht selten in Stücke montiert veröffentlicht, gelesen häufig einzeln, wie der *Hydra-Text* aus *Zement* oder Teile aus dem synthetischen Fragment *Traktor*; einige Gedichte, darunter die späten Langgedichte *Mommsens Block* und *Ajax* zum Beispiel; sowie essayistische Texte wie *Die Wunde Woyzeck* oder *Deutschland ortlos*. Daneben tauchen einige Autoren aus Müllers literarischem Kosmos auf: Franz Kafka und Walter Benjamin, beide vertreten mit großen Lesungen, hier und da ein Fetzen Shakespeare, Poe, Marx, Benn – und immer wieder Brecht, von dem unzählige Gedichte und Szenen gelesen werden.

Gelesen – und damit gesprochen: Ein Medienwechsel für einen Schriftsteller. Müller liest stets gleichbleibend monoton, auch seine eigenen Texte spricht er wie die eines Fremden. Dieses Lesen stellt die Texte aus ohne zu interpretieren oder neutralisieren, es gibt den gesprochenen Texten Raum und

macht sie als gesprochene hörbar. Müllers Sprechen eröffnet einen Raum und in diesem Raum des Textes sucht der Leser Müller das Gespräch. Dies gilt gleichermaßen für alle gelesenen Texte: Der Leser Müller ist nicht der Autor, Autorschaft kommt ihm nicht mehr zu als jedem anderen Rezipienten. Und in jedem Fall ist der durch die Texte eröffnete Raum ein Raum des Dialogs und der Auseinandersetzung. Hier findet Müller Formulierungen wie jene vom konstitutiven Krisenbewusstsein der modernen Dramatik, einer »Krise der Gesellschaft, die sich auch ausdrückt in einer Krise der Form und der Gattung«, »einer Krise des Dialogs« und »des Dramatischen überhaupt«. Im Bezug auf Georg Büchner wird hier zugleich ein Ausgangspunkt des Müllerschen Schreibens benannt.

Mehr als ein Drittel der O-Töne der Edition besteht aus Gesprächen und Diskussionsbeiträgen, gespickt mit Sätzen, die funktionieren wie »Verstärkerspulen für den Kaltstart des Hirns« – so beschrieb Klaus Theweleit seine Erfahrung mit den Müller-Interviews mit Blick auf dessen berühmte Gespräche mit Alexander Kluge. Von diesen werden erfreulicherweise ebenso wenige reproduziert wie von den nicht minder prominenten aus den Bänden mit Frank Raddatz oder der Reihe der *Gesammelten Irrtümer*. Erfreulich ist dies, weil der Platz auf *MÜLLER MP3* so für anderes Material offen steht, wie ein 1972 mit Gottfried Fischborn und Gerda Baumbach zu Forschungszwecken geführtes und ausdrücklich nicht zur Publikation vorgesehenes Gespräch von über drei Stunden Länge; oder ein in privatem Rahmen aufgenommenes Arbeitsgespräch Müllers mit seiner damaligen Frau, der Regisseurin Ginka Tscholakowa, zur Vorbereitung einer nicht zustande gekommenen Inszenierung seines Stückes *Quartett*. Interessant an den Gesprächs-Aufnahmen ist, dass die Denkpausen, das Stocken und Stottern erhalten bleiben, die Brüchigkeit einer nach Worten suchenden Stimme, die Ungereimtheiten und Momente des Schweigens, die redigierte Transkription nicht herausgeben und auslö-

schen. Das entzaubert nicht den Gesprächspartner Müller; vor allem eröffnet es »[d]ie Möglichkeit, Heiner Müller beim Denken zuhören zu können«, wie Stephan Suschke es in einem der von Wegbegleitern Müllers verfassten Beiträge zum Booklet formuliert. Der in Berlin und neuerdings auch in Köln beheimatete Alexander-Verlag setzt mit *MÜLLER MP3* seine Arbeit an der Eröffnung von Müllers Schreib- und Denkhorizont fort.

*»Wenn die Diskotheken verlassen und die Akademien verödet sind, wird das Schweigen des Theaters wieder gehört werden, das der Grund seiner Sprache ist.«*

(Brief an den Regisseur der bulgarischen Erstaufführung von *Philoktet* am Dramatischen Theater Sofia, 27.03.1983)

Nach der ersten, von Müller selbst besorgten Edition seiner Gedichte aus dem Jahre 1992, der von ihm während seiner Zeit am Berliner Ensemble herausgegebenen *Drucksache*-Reihe sowie der Veröffentlichung einiger Audio-Materialien eröffnen die auf *MÜLLER MP3* vorgelegten O-Töne einen weiteren Teil des Müllerschen Erbes – nicht nur, aber auch komplementär zur bei Suhrkamp erschienenen Werkausgabe, an deren Redaktion die Herausgeberin beteiligt war.

Nicht selten haben posthume Editionen Teil an der Stilisierung eines Autors zur autoritären Größe, zum die Zeit überdauernden Klassiker, dessen Werke und dessen Werk sie wie Monumente repräsentieren. Heiner Müll-

ler in einem Gespräch mit Frank Raddatz: *»Wer mit sich identisch ist, der kann sich einsargen lassen, der existiert nicht mehr, ist nicht mehr in Bewegung. Identisch ist ein Denkmal. Was man braucht, ist Zukunft und nicht die Ewigkeit des Augenblicks. Man muß die Toten wieder ausgraben, denn nur aus ihnen kann man Zukunft beziehen.«* Im schlimmsten Fall wird eine Edition zum Grabstein, der solche Grabungsarbeiten unterbindet, der Texte zum Werk konserviert und ihre Wirkung verhindert; im besten zu einer Edition »in losen Enden«, deren Buchdeckel keine abschließenden Begrenzungen sind, sondern Öffnungen, »Bücher ohne Haut«, wie Barbara Hahn es für die im Rotbuch Verlag erschienene Texte-Serie beschrieben hat. *MÜLLER MP3* ist nicht das noch fehlende Stück eines Grabsteins; stattdessen wird hier ein Material eröffnet, das Terrain einer Archäologie der Zukunft sein kann.

*Moritz Hannemann*

*MÜLLER MP3. Heiner Müller Tondokumente 1972 – 1995*, hrsg. v. Kristin Schulz, m. Beiträgen v. Grisca Meyer, Frank Raddatz, Wolfgang Rindfleisch, Stephan Suschke, B. K. Tragelehn und Bernd Wagner, Alexander Verlag, 2011, 78,00 €.

## Deutscher Hörbuchpreis 2011

Köln. Die Gala des Deutschen Hörbuchpreises bildet den Auftakt der diesjährigen *lit.Cologne*. Der rote Teppich ist vor dem WDR-Funkhaus am Kölner Wallrafplatz ausgelegt, der Fotoapparat eines Journalisten am Eingang surrt unaufhörlich. Die diesjährigen Gewinner und Gewinnerinnen des Hörbuchpreises stehen bereits im Vorfeld fest, die Gala ist nur noch die Kür mit Sekt und Kanapees. In der Vorberichterstattung wurde der Deutsche Hörbuchpreis wie ein Stiefkind des Literaturbetriebs behandelt, das Feuilleton schieg sich in großen Teilen zu dieser Preisvergabe aus. Durch den Galaabend, der live im Radio und ebenfalls am darauffolgenden Samstag als Aufzeichnung im Fernsehen ausgestrahlt wird, führen der *ttt*-Moderator Dieter Moor und die etwas zu ambitioniert wirkende Katy Sallie an seiner Seite. Redundante Pointen verpuffen am Rande der live Lesungen der diesjährigen Preisträger und Preisträgerinnen.

Für die Vertonung von Janne Tellers *Nichts. Was im Leben wichtig ist* (s. S. 30) erhält Laura Maire den Deutschen Hörbuchpreis in der Kategorie »Beste Interpret« und gibt an diesem Abend eine Kostprobe ihres Könnens, die die Jurybegründung »Das grandiose Solo hat einen Namen, den man sich merken sollte: Laura Maire« untermauert. Mit glockenklarer, unschuldiger Stimme kontrastiert sie das aus dem Ruder geratene Handeln der Jugendlichen in Janne Tellers Roman. Ihr männliches Pendant, der Preisträger der Kategorie »Bester Interpret« Burghart Klaußner, weiß jedoch bei der live-Lesung nicht so recht zu überzeugen. Seine Interpretation von Ferdinand von Schirachs Roman *Schuld* erinnert zu stark an die Lesetechnik und Darbietungskunst eines Joachim Kröl und lässt eine stimmliche Unverwechselbarkeit vermissen. Ebenfalls ausgezeichnet wurde die Vertonung von Marcel Prousts Meisterwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, das von Peter Matic eingesprochen wurde, der besser bekannt ist als die deutsche Synchronstimme von Ben Kingsley.

Nadine Hemgesberg

## Akustische Annäherung an Nelly Sachs Ein Autorenprofil mit bewegenden Originaltönen



*Nelly Sachs – Schriftstellerin – Berlin/Stockholm.*  
speak low, 2010, 18,90 €. CD mit Begleitheft,  
Laufzeit ca. 79 Minuten.

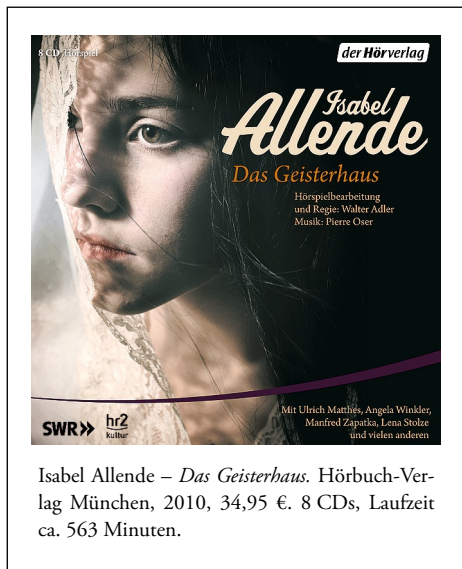
»Ich habe keinen Ort mehr auf der Erde. Es ist ortlos, wo ich bin. Nicht Stockholm und nicht Berlin.« So erklingt Nelly Sachs' Stimme aus dem Lautsprecher, 71 Jahre nach ihrer Flucht von Berlin nach Stockholm, 31 Jahre nach ihrem Tod, und ihre Stimme klingt zwar dünn, aber, auch nach jahrelangem Bangen um das Leben, Sorge um die Familie und eigener Krankheit, nicht gebrochen. Es sind bewegende Worte, die dem Hörer entgegenschallen, jedoch sind sie ein Zeugnis für den Schmerz und das Leid, das den Opfern des Holocausts zugefügt wurde. Nelly Sachs verarbeitete ihre Erlebnisse in poetischer Form: Gedichte und Prosatexte, die sie meist nachts niederschrieb, da sie tagsüber die kranke Mutter versorgen und für ihren Lebensunterhalt arbeiten musste. Um ein akustisches Portrait von Leben und Werk der Nelly Sachs geben zu können, vereint das Hörbuch Gedichte, Prosatexte, Interviewsequenzen und historische Aufnahmen zu einem gelungenen Kompositum. Zu hören sind dabei unter anderem Originaltöne der Nelly Sachs und ihres Freundes Paul Celan aus den Jahren 1955-1966 sowie Kommentare von Aris Fioretos, dem Herausgeber der kommentierten Werksausgabe von Nelly Sachs, und Hans Magnus Enzensberger, der nicht nur Freund und Zeitzeuge der Schriftstellerin war, sondern sie auch in den letzten Jahren ihres Lebens bei der Herausgabe ihres lyrischen Werkes unterstützte. Die Schauspielerinnen Katharina Marie Schubert inter-

pretiert zusätzlich Tagebucheinträge, Briefe und Verse der Nelly Sachs und bietet so eine etwas auflockernde Abwechslung zu den oft schweren Originaltönen der Schriftstellerin. Celan, der 1966 zu Ehren seiner Freundin im Goethe-Institut Paris einige ausgewählte Gedichte liest, während Sachs zeitgleich der Nobelpreis für Literatur verliehen wird, tut dies mit inniger Verbundenheit und sucht die Freundin hinter deren Worten, während Enzensberger über die zarte Persönlichkeit der Sachs spricht: »An ihrer Arbeit hat sie immer festgehalten und ich finde es ganz unwahrscheinlich, wie diese, wenn man sie gesehen hat, eine schwache, zarte, anfällige Person, dünn wie ein Vogel, hat sehr wenig gegessen und so, mit welcher Seelenstärke und welcher Energie und unaufhaltsam, an ihren Sachen da gemacht, bis zuletzt. Sie war überzeugt, von ihrer, ich sage jetzt mal, ihrer Sendung, daran gab es nichts zu deuteln.« Ein Leben, das ganz dem Schreiben galt, wie auch an ihrer Wohnung zu erkennen war. Fioretos beschreibt dem Hörer ausführlich, wie Nelly Sachs gelebt hat: Mit der Mutter zusammen in einer Einzimmerwohnung mit einer Vier-Quadratmeter-Küchennische, in der sie kochte, schlief und auch, an einem kleinen runden Tisch, ihre Verse schrieb. Da ihr Blick von dort aus auf die Gewässer Stockholms fiel, nannte Sachs diese Nische Zeit ihres Lebens ihre »Kajüte«, die Fioretos passend als den »Urpunkt ihres literarischen Universums« betitelt. Um diese Vorstellung noch etwas untermalen zu können, ist in dem 16-seitigen Begleitheft ein Foto zu finden, das die Schaffensstätte der Nelly Sachs zeigt. Auch sonst ist ein Blick in das Heftchen lohnenswert, denn neben einem ausführlichen, tabellarischen Lebenslauf finden sich einige interessante Zusatzinformationen zu den Tonaufnahmen, Sachs selbst und auch den Sprechern. Mit seinen oft schwer klingenden Originaltönen ist dieses Hörbuch ein akustisches Dokument, das die Stimmung und Gedanken der Nelly Sachs gelungen einfängt, sodass die Motive der Flucht und Angst deutlich hervortreten können. Die Untermalung des Themas durch die Kommentare Fioretos' und Enzensbergers machen die Komposition zu einem sensiblen Ton-Geflecht, durch das ein überzeugendes Portrait entstanden ist. Schade ist, dass auf eine musikalische Hinterlegung der Kommentare komplett verzichtet wurde, was aber der vermittelten Stimmung keinen Abbruch tut.

Sabrina Kaul

# Rückkehr ins *Geisterhaus*

Deutscher Hörbuchpreis 2011 für die Adaption von Isabel Allendes bekanntestem Werk



Ob die chilenische Schriftstellerin Isabel Allende Anfang der 80er Jahre, als ihr Erstlingswerk *Das Geisterhaus* erschien, damit rechnen, dass dieser Roman ein Welterfolg werden würde? Fast dreißig Jahre später ist ihre Geschichte alles andere als vergessen, sondern blüht in einer Neuproduktion als Hörspiel in prächtigen Farben wieder auf.

Isabel Allende, geboren 1942, Tochter des chilenischen Diplomaten Tomás Allende und Nichte des früheren Präsidenten Chiles Salvador Allende, wuchs wegen der Diplomatentätigkeit des zweiten Ehemanns ihrer Mutter unter den Einflüssen lateinamerikanischer, europäischer und arabischer Hauptstädte auf. Allende arbeitete in den 60er und 70er Jahren als Journalistin und entwickelte sich zu einer engagierten Frauenrechtlerin.

## Ein chilenisches Epos

1982 veröffentlichte Isabel Allende ihren ersten Roman *Das Geisterhaus* (Original: *La casa de los espíritus*), der 1984 erstmals als deutsche Veröffentlichung in der Übersetzung von Anneliese Botond bei Suhrkamp erschien.

Allende erzählt in ihrem Roman die fesselnde Geschichte einer chilenischen Familie über vier Generationen zwischen den 1920er bis zum Militärputsch in den 1970er Jahren.

Protagonist des Romans ist Esteban Trueba, ein junger Mann, dem es während der Romanhandlung gelingt, sich aus seinen ärmlichen Verhältnissen hochzuarbeiten. Dem pragmatisch veranlagten Esteban ist seine Frau Clara gegenübergestellt, die eine starke Affinität zu allem Übernatürlichen besitzt. Während Esteban den Gutshof »Drei Marien« mit harter Hand leitet, übernimmt Clara die Erziehung ihrer drei Kinder. Esteban entwickelt sich immer mehr zum erfolgreichen Politiker der konservativen Partei und wird dreimal in Folge zum Senator gewählt. Seine Tochter Blanca hingegen verliebt sich in den Sohn des Gutsverwalters und wird von ihm schwanger. Gegen alle Erwartungen wird Blancas Tochter Alba zur Vermittlerin zwischen den entfremdeten Familienangehörigen und beginnt gemeinsam mit ihrem Großvater, die Geschichte ihrer Familie, auch anhand der Aufzeichnungen Claras, aufzuschreiben.

## Starbesetzung zur Hörbuchproduktion des Welterfolgs

Nachdem Isabel Allendes Roman 1993 von Bille August verfilmt wurde, begann der erfahrene Regisseur Walter Adler 2010 das berühmte Familienepos als Hörspiel zu produzieren und bekam dafür die Auszeichnung des deutschen Hörbuchpreises 2011 verliehen. Am 16. März fand die Übergabe der Ehrung in Köln in der Kategorie »Beste Fiktion« statt. Walter Adlers Hörspiel setzte sich dabei gegen namhafte Konkurrenz, wie Herta Müllers *Atemschaukel* (gelesen von Ulrich Matthes), durch.

Das fesselnde Hörtheater mit Starbesetzung entstand in den Studios des Südwestrundfunks in Stuttgart. Von Februar bis Mai 2010 standen rund 69 prominente deutsche Schauspieler vor den Mikrofonen des Stuttgarter SWR-Hörspielstudios. Die Hauptrollen verkörpern unter anderem Manfred Zapatka als Esteban Trueba, Angela Winkler als Clara Trueba und Ulrich Matthes als Erzähler. Der Umsetzung des Welterfolgs als Hörspiel gelingt es mit einem faszinierenden

Wechselspiel der Sprecher vom ersten Augenblick an zu fesseln. Das Originalmanuskript von Allende bleibt dabei trotz einiger notwendiger Kürzungen und vieler konzipierten Dialogformen erhalten. Authentisch bleibt das Hörspiel zudem aufgrund einiger Episoden, in denen die Originalsprache der Akteure beibehalten wird, wie beispielsweise im Fall des französischen Grafen Jean de Saligny, gesprochen von Jacques Bachelier. Aufgrund der oftmaligen Sprecherwechsel des umfangreichen Ensembles sowie der ähnlich klingenden Namen bedarf es jedoch auch einer gewissen Konzentration, um das Epos in seiner Gänze zu erfassen.

Auch durch die Unterstützung des von Pierre Oser komponierten musikalischen Hintergrundes gelingt es dem Regisseur Adler die Komplexität des Stoffes gekonnt umzusetzen ohne dabei Allendes Werk zu verfälschen, sondern im Gegenteil es nach fast 30 Jahren erneut glänzen zu lassen.

Walter Adler ist als freier Autor und Regisseur tätig und hat bereits mehr als 200 Hörspiele inszeniert, überwiegend für die ARD. Die Hörspielfassung von *Das Geisterhaus* war eine der aufwändigsten SWR-Hörspielproduktionen seit Tolkiens *Herr der Ringe*.

Tanja Herkner und Sabine Malischewski

# Zu Gast im Fünfeinhalb-Minuten-Flur

## Die nonlineare Hörspielbearbeitung von Mark Z. Danielewskis Roman *House of Leaves* überzeugt

Für den 10. Dezember 2009 kündigten die Sender des WDR eine außergewöhnliche Produktion an: Eine Hörspielfassung des Romans *House of Leaves* werde man senden, und um der postmodernen, nonlinearen Vorlage gerecht zu werden, sollten 1Live, WDR3 und WDR5 das Hörspiel zeitgleich ausstrahlen – jeweils aus unterschiedlichen Erzählperspektiven. Das war eine kleine Sensation, denn der Autor von *House of Leaves*, der amerikanische Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Mark Z. Danielewski wehrt sich seit dem Erscheinen seines Buchs energisch gegen eine Verfilmung. Bis auf einige Fanprojekte bei Youtube hat der vielschichtige, von experimenteller Typographie und diversen äußerst unzuverlässigen Erzählinstanzen geprägte Roman sein Papiermedium daher nie verlassen. Dass nun also das »erste dreidimensionale« Hörspiel ausgerechnet diesen Kultroman (in der deutschen Übersetzung von 2007) abbil-

den sollte, wurde in Fankreisen mit durchaus skeptischer Neugier erwartet. Schließlich bergen der Plot und seine typographische Umsetzung einige Tücken. Ein Junkie erzählt uns aus seinem von Missbrauch und Sucht geprägten Leben, in Fußnoten, an den Rand eines Manuskripts gekritzelt, das er bei einer Wohnungsauflösung verstreut vorgefunden und zu einem Buch zusammengestellt hat. Das Manuskript stammt von einem alten Mann, dem blinden Mr. Zampanò, der bis zu seinem Tod an einer akribischen Forschungsarbeit über einen Videofilm (der »Navidson-Record«) schrieb, den ein preisgekrönter Dokumentarfilmer über sein Spukhaus drehte. Was das Video zeigen soll, ist schier unfassbar, denn im Haus gibt es Räume, die größer sind als die Außenmaße des Gebäudes und das erste Zeugnis dieser verstörenden Anomalie ist ein fünfeinhalb Minuten langes Homevideo von einem Flur hinter einer Tür, die es nicht geben dürfte. Schnell stellt

sich heraus, dass sich in der kalten Finsternis hinter diesem Flur ein archaisches Labyrinth ausbreitet, mit riesigen Hallen, einer zentralen, spiralförmigen Treppe in den Abgrund und veränderlicher Topographie. Vielleicht gibt es eine Art Minotaurus, der die Männer, die sich in diese Höhle wagen, bald in Todesangst nach ihrer Mutter rufen lässt. Vielleicht erzählt uns Zampanò nur eine Geschichte. Und wer ist Johnny Truant, der arme Süchtige, eigentlich wirklich? Durch ein kunstvolles Gewirr aus Kommentaren, Skizzen und Notizen (ein fiktives Interview mit Derrida fehlt ebenso wenig wie ein seltsamer Unfall mit einem Milchwagen, wengleich auch nicht in Paris) geraten die Leser des Romans durch leere Seiten, Spiegelschrift und Echo-Satz mit den Protagonisten in den Tiefenraum eines unversicherten Inneren. Das Wort »Haus« ist im ganzen Roman cyanblau geschrieben, numinoso ragt es aus dem Fließtext und wer *House of Leaves*

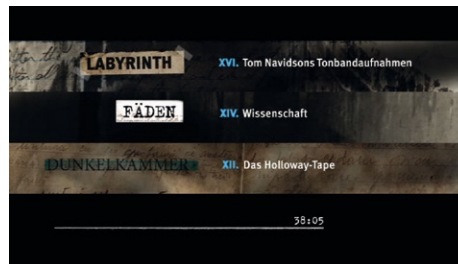
liest, dem steht es bald wie eine Entität mit eigenem Kern und Willen entgegen. Und das soll sich in einer einzigen Stunde als Hörspiel darstellen lassen?

Die Ausstrahlung war spektakulär. Wer die Möglichkeit hatte, konnte drei Sender parallel laufen lassen und die Geschichte wahlweise aus der Perspektive von Truant, mit verzweifelt-brüchiger Stimme genial gesprochen von Tom Schilling, Zampanò (Roberto Ciulli) oder als vordergründig nüchterneres Ereignisprotokoll verfolgen – immer im Wechsel, denn welchem Stream man bei diesem Hörspiel den Vorzug gibt, hängt nur von der eigenen Neugier ab.

Schon während der Sendung wurde das Gästebuch des 1Live-Webportals rege mit Lob und Bitten gefüllt, diese Sendung in irgendeiner Form kaufen oder herunterladen zu können. Denn eins war schnell klar: Die polyphone Erzählstruktur des Hörspiels ist von der ersten



Mark Z. Danielewski: *Das Haus. House of Leaves. Hörspiel auf drei Ebenen*. Der Audio Verlag, 2010, 29,99 €. 1 DVD, Laufzeit ca. 3x 53 Minuten.



Minute an überzeugend. Die Bearbeitung fängt über alle Klippen hinweg das spezifisch Labyrinthische von *House of Leaves* ein. Die Reduktion des Stoffes, der in der Buchausgabe auf rund 800 Seiten ausgebreitet auf seine Entdecker wartet, ist eine Herausforderung, die Übertragung der aufwendigen Typographie auf den ersten Blick unmöglich. Beides ist in der Hörspielbearbeitung gelungen: Weder auf die abgründig eineinandergreifenden Erzählebenen, noch auf das spürbare Eigenleben des Wortes »Haus« wurde verzichtet. Ein geheimnisvolles Phänomen verzerrt das Wort akustisch, sobald ein Sprecher es vorträgt und nach einer Weile schaut man sich verstohlen um, ob in der Tiefe des eigenen Zimmers nicht doch eine Wand nach hinten rückt... Aber es soll hier nicht gespoilert werden. Auch nicht mit Informationen über das Ende der Bearbeitung, die vom Buch ein wenig abweicht, was aber den Spannungsbogen dieser atmosphärischen Produktion unterstützt und als Interpretation gelten darf.

Das Erkunden des Hörspiels *House of Leaves* ersetzt also nicht die Lektüre des Romans. Die Vertonung steht als eigenständiges Kunstwerk in seinem Echoraum und wird zum hörbaren Paratext und Teil seines verworrenen Linknetzwerks. Der Produktion gelingt dabei das Kunststück, für Leser der Printausgabe verblüffend und spannend zu sein, und auch die Hörer zu unterhalten, die das Buch (noch) nicht kennen. Dabei erliegt die Bearbeitung von Thomas Böhm, nicht der Verlockung, technikverliebt über Soundeffekten den Inhalt zu vernachlässigen. Wo immer Hall und Klangeffekte eingesetzt sind, ist das sinnvoll und man spürt, wie intensiv sich Böhm und die Beteiligten der drei Hörspiel-Ebenen mit dem Stoff auseinandergesetzt haben. Knapp gerät zwangsläufig der theoretische Unterbau der Romanversion; die Exkurse über Literaturtheorie und Architektur werden allerdings nicht vollständig geopfert und tauchen in Form von Interviews (zum Teil auf Englisch) und gleichmütigen Rezitationen von Lexikonartikeln auf.

Um eine Ahnung zu vermitteln, wie das Buch im Druck aussieht, wird das Hörspiel

vom Audio-Verlag in einem echten Notizbuch mit Faksimile-Textabschnitten unter anderem von Heidegger und Susan Sontag ausgeliefert. Nach vielen kryptischen oder leeren Seiten zitiert die wie beiläufig auf der letzten Seite eingesteckte DVD den Zufallsfund des Navidson-Records und der Notizen von Zampanò. Wer *House of Leaves* mobil hören will, kann eine auf der DVD enthaltene MP3-Version in sein Abspielgerät kopieren und dort ebenfalls die einzelnen Ka-

ab, so dass man immer beim Kapitelstart der Wunschebene landet, sobald man den aktuell laufenden Stream verlässt. Trotzdem bleibt jedes Abspielen einmalig, ein nie wiederholbares Wandern in einem Labyrinth, das seine Räume mit einem Grollen, das direkt mit den ältesten Instinkten zu sprechen scheint, zur Unkenntlichkeit verschiebt. Unabhängig von dem Weg, den man bei seiner Erkundung nimmt, schließt diese ungewöhnliche Hörspielbearbeitung trotz der notwendigen



Hörspiel-Aufnahme mit Körperinsatz: Wolfram Koch (Navidson) und Sascha Icks (Karen) Quelle: Audio Verlag

pitel mischen. (Player mit Shuffle-Funktion kommen hier unverhofft zu Ehren.) Ergänzt wird die Ausstattung durch einiges Bonusmaterial, darunter ein Interview mit Mark Z. Danielewski, Youtube-Links und Making-Of-Filme der drei Hörspielteile.

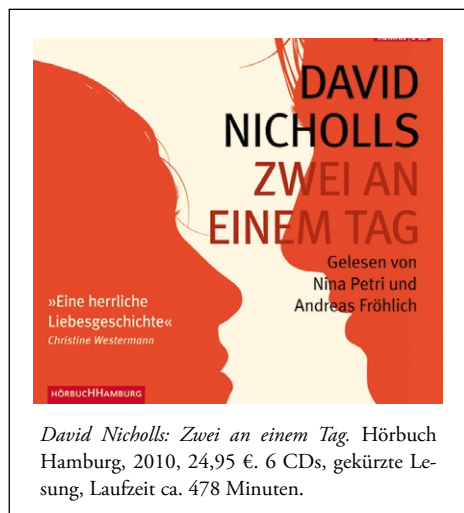
Die Wege durch das eigentliche Spektakel sind vielfältig. Über eine intuitiv bedienbare Oberfläche kann man am Computer wahlweise alle Kapitel nacheinander abspielen, das Programm Wege durch die Geschichte wählen lassen oder, das Radio-Ereignis nachvollziehend, zwischen den Ebenen umschalten. Leider laufen die Teile gescriptet parallel

Kürzungen des Ausgangsmaterials an die Atmosphäre der Romanvorlage an. Für abendliche Unterhaltung in engen Räumen ist sie also hervorragend geeignet. Auch, wenn es vor dem Aufrufen der DVD nicht schaden kann, im Flur ein Licht anzulassen – zumindest für fünfzehn Minuten.

*Britta Peters*

# Zwei Figuren, zwei Sprecher – ein Hörgenuss

David Nicholls' Roman *Zwei an einem Tag* funktioniert auch als Hörbuch wunderbar



David Nicholls: *Zwei an einem Tag*. Hörbuch Hamburg, 2010, 24,95 €. 6 CDs, gekürzte Lesung, Laufzeit ca. 478 Minuten.

**Eigentlich lieben sie sich.** Doch bis sich Emma Morley und Dexter Mayhew das eingestehen, vergehen fast zwei Jahrzehnte. Und bis dahin versichern sie sich und allen anderen, dass sie nur beste Freunde sind. Das klingt wie eine britische Version von *Harry und Sally* und ist es in manchen Momenten auch. Aber David Nicholls *Zwei an einem Tag* ist weit mehr als die Neuauflage des Kultfilms mit Billy Crystal und Meg Ryan, es ist eine warmherzige und witzige Liebesgeschichte, die originell erzählt wird. Nach dem Roman, der monatelang auf den Bestsellerlisten stand und in zwanzig Sprachen übersetzt wurde, ist auch das gleichnamige Hörbuch erschienen und im Herbst läuft in den deutschen Kinos der Film an.

## Vom langen Weg zueinander

Mit Anfang zwanzig begegnen sich Emma und Dexter am Tag ihres Universitätsabschlusses zum ersten Mal. Es ist der 15. Juli 1988 und obwohl beide nach der gemeinsam durchzechten Nacht zunächst denken, dass sie sich danach nie wieder sehen werden, kommen sie doch Jahre lang nicht von einander los. Das Datum des 15. Juli wird zum Dreh- und Angelpunkt ihrer gemeinsamen Geschichte, denn jeweils am Jahrestag ihrer ersten Begegnung erzählt David Nicholls über zwanzig Jahre hinweg, wie es seinen Protagonisten, deren Wege sich immer wie-

der kreuzen, in der Zwischenzeit ergangen ist und lässt dabei beide Perspektiven zu Wort kommen. Dies ist auch in der Hörbuchfassung der Fall. Hier leihen die Schauspielerinnen Nina Petri und der als Sprecher von Bob Andrews aus der Hörspielreihe *Die drei ???* bekannte Andreas Fröhlich Emma und Dexter ihre Stimmen, die gut zu den Charakteren passen und die Atmosphäre des Buches gekonnt transportieren.

Nach ihrem Abschluss haben die ungleichen Freunde keinen blassen Schimmer, was sie mit ihrer Zukunft anfangen sollen, außer das Leben zu genießen und etwas zu erreichen. Emma, das Mädchen mit der dicken Brille und dem Doppeleinserzeugnis, möchte Schreiben und mit ihrer Kunst die Welt um sich herum verbessern, Frauenheld Dexter will berühmt werden und Zeitschriften sollen nach Jahren eine Retrospektive seines Werkes zeigen – auch wenn er keine Ahnung hat, wie dieses überhaupt aussehen könnte. Obwohl sich ihre Wege erst einmal trennen, sind die Gedanken ständig beim jeweils anderen. Ein Jahr später unterrichtet Dexter in Rom, hat eine Affäre mit seiner dänischen Schülerin und legt sich im Rausch sogar eine Verteidigungsstrategie, mit der er sich dafür geistig vor Emma rechtfertigt, zurecht. Währenddessen fragt sie sich vor einer Theateraufführung ihrer reisenden Schauspieltruppe zum wiederholten Male, was sie da eigentlich macht und wo sie gerne sein würde. Ihre Antwort: In Rom, bei Dexter. Denn so groß die Entfernung zwischen ihnen auch ist, bilden »Em und Dex, Dex und Em« eine Einheit. Die bekommt zwar zwischenzeitlich Risse, doch die Hochzeit einer Studienkollegin und ein Ligusterheckenlabyrinth werden zum Ort der Versöhnung.

Ihre Lebensentwürfe sind gegenläufig: Emma arbeitet in einem mexikanischen Restaurant, das sie hasst, später als Lehrerin und glaubt nicht mehr daran, dass Gedichte die Welt verändern können. Dexter reist durch die Welt, landet beim Fernsehen und gerät schließlich in eine Lebenskrise. Dabei gelingt es den Sprechern stets, die Gefühlslage der beiden Protagonisten glaubwürdig zu gestalten und Nuancen heraus zu filtern. So klingt Nina

Petris junge Emma zuweilen desillusioniert, später, als erfolgreiche Schriftstellerin, optimistisch. Und auch Andreas Fröhlich macht Dexters Werdegang vom euphorischen Mittzwanziger, der Emma nach Bombay einlädt, über den oberflächlichen Fernsehmoderator bis hin zum Witwer hörbar.

Dabei geht der Hörbuchfassung keineswegs die poetische und trotzdem schnörkellose Sprache mit ihren ausdrucksstarken Bildern nicht verloren, sondern gewinnt noch an Wirkung – etwa als Dexter Emma auf dem Höhepunkt seiner Karriere im Restaurant ein Trinkgeld geben will. Sie fühlt angesichts dieser Demütigung »wie ein weiterer kleiner Teil ihrer Seele starb« und Dexters Trauer ist wie ein „zugefrorener See“.

Im Herbst (Start: 3. November) läuft der Spielfilm unter der Regie von Lone Scherfig (*Italienisch für Anfänger*) in den deutschen Kinos an, in den Hauptrollen Anne Hathaway und Jim Sturgess. Das Drehbuch hat David Nicholls, der auch für britische Erfolgserien wie *Rescue Me* geschrieben hat, selbst verfasst. Wenn der Film genauso gut ist, wie sein Trailer verspricht, kommt zum Lese- und Hörauch noch ein Sehgenuss hinzu.

Corinna Meinold

# Lange Zeit sollten wir früh schlafen gehen

## Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* als Hörbuch-Großprojekt

Als Marcel Proust 1909 die Arbeit an seinem Roman begonnen hatte, konnte wohl niemand ahnen, dass sich sein Vorhaben zu einem Projekt epischen Ausmaßes entwickeln würde, das ihn bis zu seinem Tod am 18. November 1922 beschäftigt wird. Heute gehört *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* zu den bekanntesten, sicher aber nicht zu den am häufigsten gelesenen Werken der Weltliteratur. Versuche, die sieben Bände der *Recherche* einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, zeigen sich wohl auch in den zahlreichen Übertragungen in andere Medien. Neben den filmischen Transformationen wie Raúl Ruiz' *Die wiedergefundene Zeit* oder Volker Schlöndorffs *Eine Liebe Swanns* erscheint dabei vor allem die Comic-Adaption von Stéphane Heuet erwähnenswert. Im November letzten Jahres erschien *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* nun auch als ungekürzte Hörbuchfassung. Die Komplettlesung von Peter Matic entstand, unter Regie von Ralph Schäfer, als Gemeinschaftsproduktion des Hörverlags und des Rundfunks Berlin-Brandenburg in den Jahren 2001 bis 2008. Selbst in der MP3-Version füllen die 160 Stunden Hörgenuss der Gesamtausgabe noch stolze 17 CDs. Belohnt wurde dieser Arbeitsaufwand mit zahlreichen Auszeichnungen, darunter der Titel »Hörbuch des Jahres 2011« und der Jahrespreis der Deutschen Schallplattenkritik 2011.

### Von Gandhi zu Proust

Peter Matic wurde 1937 in Wien geboren und arbeitet als Schauspieler, Synchronsprecher und Hörbuchinterpret. Als Träger des Albin Skoda-Rings, einer Auszeichnung, die nur etwa alle zehn Jahre für herausragende Sprechkünste im deutschen Sprachraum verliehen wird, erscheint er für die Komplettlesung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* mehr als geeignet. Doch gestaltet sich seine Berühmtheit insofern problematisch, als er deutschen Hörern vor allem als Synchronstimme von Ben Kingsley bekannt ist. Da besteht natürlich die Gefahr, dass Bilder im Kopf des Zuhörers auftauchen, die mit

der Welt der *Recherche* in keinerlei Zusammenhang stehen. Doch lohnt sich hier das Durchhalten: Gerade noch die Stimme Gandhis, verwandelt sich Matic kaum merklich in die Stimme der *Recherche*. Mit traumwandlerischer Sicherheit führt er den Hörer durch proustsche Endlossätze, trägt Reflexionen und Kunstbetrachtungen des Ich-Erzählers Marcel vor, und entführt den Lauschenden in das Paris Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht dabei neben den Themen Liebe, Eifersucht und sozialem Stand vor allem Marcells Berufung zum Schriftsteller, die sich erst am Ende des Romans durch die Erkenntnis der Bedeutung von Zeit und Erinnerung erfüllen kann.

### Zwischen Hörgenuss und Frust

Dem Proust-Leser mag sich allerdings die Frage aufdrängen, warum für die Hörbuchfassung die in den 1950er Jahren veröffentlichte Übersetzung von Eva Rechel-Mertens verwendet wurde, anstelle der revidierten Fassung von Luzius Keller. Doch darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, dass die Frankfurter Ausgabe der *Recherche* erst ein Jahr nach Beginn der Aufnahmen für das Hörbuch vollständig vorlag. Denkbar ist außerdem, dass die Wahl der älteren Übertragung ins Deutsche in der persönlichen Bekanntschaft zwischen Eva Rechel-Mertens und Peter Matic begründet ist, von der er in einem Interview auf der Leipziger Buchmesse berichtet. Nicht immer nachvollziehbar ist, wie die Kapiteleinteilung der einzelnen CDs motiviert ist. So finden Unterbrechungen zum Teil inmitten eines Absatzes statt. Das erschwert dem Zuhörer nicht nur die gezielte Suche einer bestimmten Textstelle, sondern beeinträchtigt auch die Anknüpfungsmöglichkeit beim Fortsetzen des Hörvorgangs. Fraglich ist ohnehin, ob sich das Hörbuch nicht in erster Linie an Proust-Kenner richtet. Während diese sich dem Genuss des Hörerlebnisses hingeben und problemlos notwendige Zusammenhänge für das Verständnis des Textes erkennen können, sieht sich der Nicht-Leser mit dem Problem konfrontiert,

dass es zu den gängigen Verfahren der *Recherche* gehört, scheinbar beiläufig einzelne Episoden oder Figuren in den Text einfließen zu lassen, deren Bedeutung für den gesamten Text sich erst im Nachhinein erschließt. Da wäre es hilfreich, nochmal zurückblättern zu können. Die Hörbuchfassung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* kann also kaum die eigentliche Lektüre des Werkes ersetzen. Es bleibt aber zu hoffen, dass sie den einen oder anderen Zuhörer dazu bringen kann, einen Blick in die Textgrundlage zu werfen. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass der Gesamtausgabe des Hörverlags bereits eine vollständige Lesung von Bernt Hahn und Peter Lieck vorausgegangen ist, die in der Lengfeld'schen Buchhandlung in Köln von März 1997 bis November 2003 stattfand. Die 162 Stunden dauernde Hörbuchfassung liegt seit März 2008 vor, als Textgrundlage diente die von Luzius Keller revidierte Übersetzung des Romans. Ursache für die mangelnde Beachtung dieser Fassung mag die Tatsache sein, dass die Hörbuchausgabe ausschließlich von der Buchhandlung selbst vertrieben wird. Zudem gibt es hier leider keine MP3-Ausgabe, so dass die 135 CDs umfassende Komplettlesung nicht nur deutlich kostspieliger, sondern auch platzraubender ist als die Gesamtausgabe des Hörverlags.

Marcel Prousts Bruder Robert war der Meinung, man müsse sehr krank oder durch ein gebrochenes Bein ans Bett gefesselt sein, um *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* tatsächlich komplett zu lesen. Vielleicht ist das auch die beste Voraussetzung für die mehr als 9.000 Minuten der Hörbuchfassung. Zumindest bietet sich ein Aufenthalt im Bett an, fern von den Ablenkungen des Alltags. Dann reicht es sicher, lange Zeit früh schlafen zu gehen, um mit Marcel und Peter Matic auf die Suche nach einer Zeit zu gehen, die alles andere als verloren ist.

Katja Papiorek

Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (1-7). MP3-Gesamtausgabe. Der Hörverlag, 210, 189,00 €.

# Amerikanische Träume und amerikanische Realitäten

## Jonathan Franzens Roman *Freedom* zwischen Schmöker und Weltliteratur

In seinem Essay *Why bother?* stellt Jonathan Franzen die Frage der Fragen: Wozu überhaupt (noch) Romane schreiben? Neben Fernsehen und Kino, Informationsflut aus dem Internet und permanenter Reizüberflutung im urbanen Leben bleibt, so die gängige kulturkritische Perspektive, kein Platz mehr für gute Literatur und das, so der übliche Schluss, ist ein unüberwindbarer Verlust für unsere Kultur. Franzen sieht das nicht so! Die Vorreiterposition des Romans als Medium sozialer Reflektion im 19. Jahrhundert identifiziert er als historischen Sonderfall. Diese Aufgabe übernehmen nun Fernsehen, Internet und Film: »If you've got a video camera, why are you wasting your time writing novels?«, antwortet Franzen 2009 im Interview mit dem Magazin *boundary 2*. Und trotzdem erscheint Ende August 2010 *Freedom*, sein vierter Roman, neun Jahre nach *Corrections*, seinem großen Durchbruch. Es muss also doch einen Grund geben – Ruhm und Reichtum? Schon kurz vor Erscheinen von *Freedom* ist er als erster Schriftsteller nach zehn Jahren (vor ihm Stephen King) auf dem Titel des Magazins *Time* zu sehen und erreichte damit, nach den in *Why bother?* aufgestellten Maßstäben, den größten Kreis an Lesern und Nicht-Lesern, der für einen Romanautor überhaupt erreichbar ist. Vielfach klingt es sogar, als sei Franzen der lang erwartete Retter der amerikanischen Literatur: »Franzen tut, was die meisten amerikanischen Schriftsteller vor langer Zeit aufgegeben haben. Zum Zeitpunkt ihrer historisch größten weltanschaulichen Zersplitterung will er noch einmal ein Bild von der Nation entwerfen, in dem sich noch der Letzte irgendwie wiederfinden kann.« (*Süddeutsche Zeitung*, 16.08.2010)

### Lesen als Aufgabe

Hat die Welt den »Great American Writer« (*Time*) der Gegenwart nun also endlich gefunden? Die Kritik liebt ihn, er wird viel gelesen (auch wenn er keine Stephen-King-Verkaufszahlen erreicht) und wirkt dabei in Interviews und seinen eigenen Essays doch

bescheiden und zurückhaltend, was seine Rolle angeht. Wie passt das alles zusammen? Interessanterweise wird die Antwort auf diese Frage vollkommen unerheblich, während man *Freedom* liest. Was Franzens Romane, *Freedom* insbesondere, auszeichnet, ist, dass sie es erlauben, vollkommen in die fiktionale Welt einzutauchen ohne sich eskapistisch der »Realität« zu entziehen. Einen Roman zu lesen, so betont es auch Franzen, stellt eine Aufgabe dar, die viel Zeit und Energie erfordert und das, auch wenn es zunächst so erscheint, ist bei Franzen nicht anders als bei z. B. Thomas Pynchon oder David Foster Wallace, mit denen er oft verglichen wird. Aber anders als Pynchons und Foster Wallaces Texte erscheinen die Franzens nicht schon auf der Textoberfläche formal so anspruchsvoll, dass kaum zu übersehen ist, wie ambitioniert der Schriftsteller in seinem Anspruch ist, Kunst zu produzieren. Trotzdem reduziert sich der Reiz, den *Freedom* auf seine Leser ausübt, keineswegs nur auf seinen »Inhalt« – im Gegenteil. Der Plot des Romans, so kann man es in beinahe allen Rezensionen des Buches lesen, ist eigentlich banal, die Zutaten schnell genannt: Eine Familie zwischen Tradition und Aufbruch, Patty Berglund aus Protest gegen ihre Eltern der Inbegriff der sorgenden Mutter und Hausfrau (inklusive Alkoholmissbrauch und Ehebruch); ihr Mann Walter, überzeugter Feminist, Umweltaktivist und (politischer) Kämpfer gegen die Überbevölkerung des Planeten und Richard Katz, Rockmusiker, bester Freund von Walter und Pattys lebenslanger Schwarm – Konflikte sind vorprogrammiert.

### Nachbarschaftsgespräche

Was *Freedom* so besonders macht, ist aber dennoch nicht, dass auch »der Letzte sich in ihnen wiederfinden kann«, sondern dass der Text Raum für seine Figuren schafft. Franzen ist ein Meister der Sympathienlenkung – so lernt man die Berglunds aus der Perspektive ihrer Nachbarn kennen: Im geschwätzigen Ton von Nachbarschaftsgesprächen wird schnell klar, was – oder besser wer – das Pro-

blem ist. Spott und Häme treffen vor allem die ehemals allzu perfekte Patty, die durch übertriebene Liebe zu ihrem Sohn nicht nur ihre eigene Ehe zerstört, sondern auch ihren Sohn ins Nachbarhaus vertrieben hat. Doch kaum hat sie selbst das Wort, werden die Beweggründe für ihr Verhalten nachvollziehbar und bleiben doch kritikwürdig.

Am Ende überlagern sich die Perspektiven in so vielfältiger Weise, dass die ach so banal erscheinende Ausgangslage zu einem komplexen und verschachtelten Beziehungsgeflecht geworden ist. Es ist gar nicht verwunderlich, dass selbst professionelle Leser dieses immer wieder mit (ihrer eigenen) Realität verwechseln. Genau diese Verwechslung verkennt aber Franzens eigentliche Leistung. Er beantwortet die Frage »Why bother?« in seinem Roman wie folgt: Weil der Roman Sachen kann, die in keinem anderen Medium so möglich sind (und damit ähnelt er dann doch wieder Pynchon und Foster Wallace) – er schafft Raum und Zeit für komplexe Reflexionen und Entwicklungen, er spielt mit Textarten und darüber hinaus nimmt er sich die Freiheit, selbst gestellte Fragen nicht »zufriedenstellend« zu beantworten. Franzen versteht Leser und Autoren ambitionierter Literatur als Teil derselben Gruppe und das merkt man den Texten an. Er spricht die Sprache seiner Leser, nicht weil er sich zu ihnen »hinab« begibt, sondern weil es seine eigene Sprache ist. Davon ausgehend ein Tipp: Franzen lohnt sich besonders im Original. Er selbst zweifelt daran, ob das, was seine Bücher ausmacht (»the way it sounds«), übersetzbar ist. In der (ungekürzten!) Hörbuchfassung des Romans, gelesen von David Ledoux, ist dieser Sound auch für Nicht-Amerikaner eingefangen.

*Solvejg Nitzke*

Jonathan Franzen: *Freedom*. Farrar, Strauß & Giroux, 2010, 10,95 € (Deutsch: *Freiheit*. Rowohlt, 24,95 €). Hörbuch: *Freedom*. Read by David Ledoux, Harper Collins, 2010, 24,95€.

# Mehr als nur eine Liebesgeschichte

Trần Anh Hùng verfilmt Murakamis Weltbestseller *Naokos Lächeln* bildgewaltig, aber oberflächlich



Ein Anfang und ein Ende: Toru Watanabe hat gerade mit dem Studium der Theaterwissenschaften begonnen, als er Naoko wieder trifft, zwei Jahre, nachdem sich sein bester Freund Kizuki im eigenen Wagen eingeschlossen und durch Abgase erstickt hat. *Naokos Lächeln*. Nur eine Liebesgeschichte betitelt der DuMont-Verlag die Buchvorlage von Haruki Murakami. Das Buch handelt zwar von der Liebe, jedoch sind es nicht eine, sondern zwei Liebesgeschichten. Beide sind keine isolierten Beziehungsbetrachtungen, wie es das »nur« andeuten scheint, sondern stehen vor dem historischen Hintergrund des Jahres 1968 und dessen gesellschaftlichen Folgen. Nun, 22 Jahre später, läuft die Verfilmung des vietnamesischen, in Paris lebenden Regisseurs Trần Anh Hùng in den Kinos.

Das Buch beginnt mit der Ankunft des Ich-Erzählers Toru Watanabe in Hamburg, bei der eine Fahrstuhlmusik-Version von *Norwegian Wood* ausreicht, um den Erzähler Jahre zurück in die Erinnerung an seine erste große Liebe zu werfen. Dieser Rahmen des Erinnerns entfällt im Film, er zeigt eine Welt des vergangenen Präsens: 1968 in Japan, winzige Studentenwohnheime gegen riesige Studentenproteste und stille Liebe. Als Toru (Kenichi Matsuyama) Naoko (Rinko Kikuchi),

die ehemalige Freundin seines verstorbenen Freunds, wiedersieht, entwickelt sich eine schwierige und auch traurige Beziehung, den beide wissen nicht wie sie mit dem Tod Kizukis und dessen unklare Bedeutung umgehen sollen. Naoko sucht in sich selbst gekehrt ihre Mitschuld, während Toru sich ins Verdrängen stürzt. Beide versuchen sie einander Halt zu geben, Toru kann überwinden und Naoko zerbricht.

»I sat on a rug / Biding my time, / Drinking her wine.« Der originale Buchtitel, *Norwegian Wood*, bezieht sich auf den amüsanten Beatles-Song *Norwegian Wood (This Bird Has Flown)*, ein Lied, für dessen Text John Lennon die eigenen außerehelichen Erfahrungen verwendet. Ein Ich-Erzähler wird von einem Mädchen in die mit »Norwegian Wood« verkleidete Wohnung mitgenommen, bleibt, trinkt Wein, unterhält sich und wird anschließend nicht ins Bett mitgenommen, sondern muss im Bad übernachten. Als Rache – so zumindest schilderte es Paul McCartney – zündet er die Wohnung an. Der Beatles-Produzent George Martin bezeichnete ihn laut Beatles-Biograf Bob Spitz als eine »very bitter little story«. Wie Lennon, der im Urlaub mit seiner Frau das Lied über Betrügen schrieb, ohne dass diese den Inhalt

als ein solches Bekenntnis verstehen sollte, so steht auch Murakamis Ich-Erzähler zwischen zwei Frauen, Naoko und Midori (Kiko Mizuhara).

Da sowohl Film als auch Buchvorlage relativ dialogarm sind, ist Stille in Trần Anh Hùngs Verfilmung ein wichtiges Stichwort. Haruki Murakami, der seine Protagonisten zwar gerne im ersten Moment als durchschnittlich in allen Lebenslagen beschreibt, zeichnet endlose Gedankenströme und erschafft aus diesen seine Bilder und auch die Tiefe seiner Romane. Sie beginnen bei der Oberfläche und arbeiten sich immer tiefer, sie bleiben keine stummen Beobachter. Trần Anh Hùngs Film jedoch kann dies nicht leisten, Gefühle erreichen den Zuschauer nicht. Und Stellen, an denen sich Murakamis Sprache bewusst klar und einfach gibt, wie Naokos Suizid, überzeichnet der Regisseur mit düsterer Musik von *Radiohead*-Mitglied Jonny Wood und der Band *Can*. Insgesamt erschafft die deutsche Synchronisation des japanischen Films eher eine ausdrucksarme als nüchterne Stimmung. Die Geschichte ist geprägt von der Vielzahl an Suiziden und wirkt dadurch unrealistisch. Die Bilder des Films sind jedoch von großer Schönheit, ob die wilde Natur um Naokos Therapieeinrichtung, die ungeschönten Nahaufnahmen der Darsteller, die Körperlichkeit der Sexszene, die gewaltbereite und doch inspirierende Kraft der Studentenbewegung, alles ist eindrucksvoll dargestellt und wurde selten so ausdrucksstark gezeigt, doch es verlässt die Leinwand nicht. »Bilder hinter Glas« beschrieb es Kerstin Decker in der *ZEIT* vom 1. Juli und es stimmt: Der Zuschauer sieht, doch er kann nicht in die gezeigte Welt eindringen, sondern bleibt – wie im postmodernen Film – ständig ein Zuschauer, der während des Films über das Zuschauen und die gezeigten Bilder reflektiert.

Katharina Bellgardt

*Naokos Lächeln*. Originaltitel: *Norwegian Wood*, Japan, 2010, 133 Minuten.

# Vom Nomaden zum Staatsfeind

Über Julian Assange und das Whistleblower-Netzwerk Wikileaks –  
Ein Enthüllungsbuch von Marcel Rosenbach und Holger Stark

MARCEL ROSENBACH | HOLGER STARK

## Staatsfeind Wikileaks

Wie eine Gruppe von Netzaktivisten die  
mächtigsten Nationen der Welt herausfordert

Wikileaks? Julian Assange? Beides ist den Meisten ein Begriff. »Der verrückte Australier, der die geheimen Dokumente veröffentlicht hat«, wird wohl die häufigste Antwort sein.

Wer genau dieser »verrückte Australier« ist, der gerne auf Socken durch die Stadt läuft, und was es mit den »geheimen Dokumenten« auf sich hat, das wollen die beiden Spiegelautoren Marcel Rosenbach und Holger Stark in ihrem Buch *Staatsfeind Wikileaks* erklären.

Sie bringen Licht in die dunklen Spekulationen über Militäradakten und ein Netzwerk, das man vor allem mit einem Namen identifiziert: Julian Assange. Zu Beginn des Jahres wurde der Markt mit gleich drei Büchern zu Wikileaks bereichert. Außerdem veröffentlichte auch Assanges ehemaliger Mitstreiter Daniel Domscheit-Berg in *Inside Wikileaks* seine Sicht der Dinge. Hinzu kommen soll im Herbst dieses Jahres noch die Autobiografie des Australiers.

Rosenbach und Stark gelingt es in ihrem Buch die Geschehnisse und Fakten verständlich einzuordnen. Außerdem beschäftigen sie sich mit der umstrittenen Person Assange. Immer wieder machen die Autoren klar, wie dominant und zielgerichtet dieser vorgeht und im Grunde die Person hinter der Whistleblower-Plattform Wikileaks ist. So heißt es beispielsweise: »Ich bin das Herz und die Seele dieser Organisation, ihr Gründer, ihr Sprecher, der erste Programmierer, Organisator, Finanzier und der ganze Rest. Wenn du ein Problem damit hast, verpiss dich.« Sie be-

richten von persönlichen Treffen mit Assange und seiner Nomaden-Kindheit an der australischen Ostküste, was ihn prägte und antrieb. Dabei spielen auch der Sorgerechtstreit um sein Kind und seine für Gerechtigkeit kämpfende Hippie-Mutter eine große Rolle. Auch gehen sie auf die Entstehungsgeschichte von Wikileaks ein und auf die Daten, mit denen die Seite für Furore sorgte.

Dabei entpuppt sich mehr und mehr, dass die Whistleblower-Plattform, die dunkle Machenschaften von Staaten und Firmen aufdecken will, weniger von zugesteckten Informationen als von gestohlenen Dokumenten lebt. Zu kurz kommt in diesem Zusammenhang die Personalie Bradley Manning. Der US-Soldat ist Wikileaks' wichtigster Whistleblower und erst mit der Veröffentlichung seiner Dokumente wurde die breite Öffentlichkeit auf Wikileaks aufmerksam. Dennoch: Wer ohne große Vorkenntnisse über Enthüllungsnetzwerke verstehen will, was im vergangenen Jahr vor allem die amerikanische Öffentlichkeit auf Trab hielt, ist mit *Staatsfeind Wikileaks* gut beraten.

Nadia Al-Massalmeh

Marcel Rosenbach, Holger Stark: *Staatsfeind Wikileaks. Wie eine Gruppe von Netzaktivisten die mächtigsten Nationen der Welt herausfordert*. DVA, 2010, 14,99 €.



## Harry Potter-Portalstart – [www.pottermore.com](http://www.pottermore.com)

Wochenlang wartete ich auf eine Eule. Die Betreiber von *pottermore.com*, dem offiziellen Portal für den Vertrieb der *Harry Potter*-E-Bücher, versicherten mir, dass mein Beta-Account bald einen Vorab-Blick in die vir-

tuelle Leseumgebung *Pottermore* gewähren werde. Nachdem ich Quizfragen beantwortet und einen aus Datenschutzgründen vorgefertigten Nickname auswählen musste, hieß es, eine Eule werde die Eintrittskarte

per E-Mail überbringen. Das Tierchen ließ sich Zeit, aber inzwischen habe ich einen Rundgang gemacht. Man kann in der Beta-Umgebung den ersten *Harry Potter*-Roman über eine grafische Oberfläche erkunden, Zauberränke brauen und tatsächlich neue Textabschnitte von J. K. Rowling lesen. Die angepeilte Zielgruppe wird dabei klar genannt, an junge Leser wendet man sich, die Elternmitteilungen zum Jugendschutz sind omnipräsent. Nach einer ersten Verlängerung der Betaphase dürfen bald alle Neugierigen Accounts erstellen und – wohl ab 2012 – über das Portal die Kult-Bände kaufen. Spannend ist die Plattform für jeden, der sich mit dem direkten Vertrieb von E-Büchern und der Entwicklung von Social-Reading-Modellen beschäftigt. Die Macht der Marke *Harry Potter* und die Rhetorik ihrer künstlichen Verknappung werden dem Portal einen erfolgreichen Start beschern. Ob sie das Social Reading bei jungen Lesern zur Selbstverständlichkeit machen, wird sich zeigen.

Britta Peters

# Die Datenfresser – »Ein Schelm, wer Böses dabei denkt«

Constanze Kurz und Frank Rieger erklären in *Die Datenfresser*, wer mehr über uns wissen will – und warum wir nicht alles preisgeben sollten

Wer weiß heute etwas über mich und wie viel? Warum sollen wir überhaupt noch Geheimnisse haben, wozu soll das gut sein? Ist das zeitgemäß in einer digitalen Welt? Und – die »digitale Welt«, was ist das eigentlich genau?

Mit ihrem Band *Die Datenfresser* wollen Constanze Kurz und Frank Rieger ein wenig Licht in dieses Dunkel bringen, in dem wir uns Tag für Tag wie selbstverständlich bewegen. Ohne Fach-Kauderwelsch vermitteln die Autoren – beide beim Chaos Computer Club tätig – ein Grundverständnis der modernen Techniken und Informationssysteme, erklären anschaulich die Mechanismen der digitalen Welt und machen sichtbar, wer aus welchem Grund ein Interesse am Ende der Privatsphäre hat.

So weit, so erwartungsgemäß. Aber warum ist dieses Buch so gut und warum ist es so wichtig?

## Der vernetzte Mensch

Als im 19. Jahrhundert die ersten Dampflokomotiven dröhnend und rauchend die Landschaft durchschnitten, bekamen es die Leute mit der Angst zu tun. Die neue Technik war mit Gefahren verbunden. Es war nicht schwer, das zu erkennen, schließlich führte sie sich auf, als käme sie geradewegs aus der Hölle. Zumindest hatte man sich die Hölle so vorgestellt: Feuer, Rauch, Lärm, Übermacht und Mechanismen, die man nicht versteht.

Als im 20. Jahrhundert die ersten Rechner auf den Schreibtischen auftauchten, verstand auch kaum jemand die Mechanismen, aber »wir haben die Schwelle zur computerisierten Gesellschaft ganz beiläufig überquert«. Ganz beiläufig ist eine neue Spezies entstanden, die heute fest etabliert ist: »homo reticuli – der vernetzte Mensch«. Man verspricht und verspricht uns »eine bessere, einfachere, vernetzte Welt«. Die Autoren warnen jedoch vor der allgegenwärtigen Versuchung, immer größere Effizienz und Planbarkeit anzustreben – »ohne nachzufragen, ob wir einen adäquaten Gegenwert für die Daten bekom-

men, mit denen wir kollektiv für die Verheißungen bezahlen.«

Denn bei genauerem Hinsehen stellt sich heraus, dass die Wegbereiter des Endes der Privatsphäre die größten Profiteure dieser Entwicklung sind. Für Unternehmen sind persönliche Daten bares Geld wert; längst wird der Wert von Internetfirmen bemessen an der Menge und Qualität der Informationen, die sie über ihre Nutzer haben. Werbefirmen bieten sie die Möglichkeit, ihre Angebote zu personalisieren. Doch Werbung, die sich nicht mehr an eine anonyme Masse richtet, ist letztlich Manipulation. Bequemlichkeit wird hochgehalten – höher als Freiheit und Selbstbestimmung, ginge es zum Beispiel nach Ex-Google-Chef Eric Schmidt: »Die meisten Leute wollen nicht, dass Google ihre Fragen beantwortet. Sie wollen, dass Google ihnen sagt, was sie als Nächstes tun sollen.« Für den Staat bedeuten die Daten Macht; denn sie ermöglichen ihm eine Kontrolle, wie sie sich bisher nur Erzähler von Dystopien auszumalen vermochten. Die Vorstellung liegt nicht mehr fern, um vier Uhr nachts nicht mehr bei Rot über die leere Straße gehen zu können, ohne automatisch einen Strafzettel zu kassieren, oder im Krankenkassentarif herabgestuft zu werden, weil man seiner täglichen Ertüchtigung nicht nachkommt.

Die Datenfresser wissen, sie dürfen nicht hetzen, wenn sie die Grenzen dessen, was die Bürger dulden, weiter zu ihren Gunsten verschieben wollen. Eric Schmidt erklärt freimütig, seine Unternehmenspolitik sei es, bis genau an die Grenze zu gehen, wo es den Leuten unheimlich wird, aber nicht darüber hinaus.

## Digitale Mündigkeit

*Die Datenfresser* ist kein Ratgeber, noch weniger ist es eine Anleitung. Es geht hier nicht darum, dass man nur lernen müsse, die richtigen Knöpfe zu drücken. Die Gier nach Daten und ihre unbedarfte Herausgabe sind keine überraschenden Anomalien, sondern

Folgen der leitenden Geisteshaltung unserer Gesellschaft – zum Wohle steigender Profite und wachsenden materiellen Wohlstands werden menschliche Grundnormen zersetzt. Und so zeigt das Buch vor allem die Situation, wie sie ist: von »Google, Facebook & Co« über die Funktionsweisen des digitalen Gedächtnisses, die Stichworte Biometrie und Bewegungsprofile bis hin zu praktischem Selbstschutz. Denn wer die Situation kennt, kann entscheiden, ob er sie ändern will, das heißt, seine Geisteshaltung ändern will.

Constanze Kurz und Frank Rieger setzen im Kampf gegen die Datenfresser auf den mündigen Bürger. Auf dem Weg zur neuen digitalen Mündigkeit, erklären die Autoren, müssen wir uns zuallererst darüber klar werden, welche Daten wir preisgeben wollen und welche Vor- und Nachteile wir uns davon erwarten.

Angesichts der Macht, die uns gegenübersteht, haben wir genaugenommen schon ein bisschen zu lang gewartet. Aber eben erst, wenn man den mündigen Bürger wieder bräuchte, stellt sich die Frage, wo er denn steckt. All zu viele scheinen sich auszuklinken, haben sich mit der angeblichen Zwangsläufigkeit der sie mitreisenden Entwicklungen abgefunden. Aber »der Weg in die Digitalgesellschaft unter der Herrschaft der Datenfresser ist nicht zwangsläufig. Was wir uns heute angewöhnen, was wir zulassen und was wir ablehnen, bestimmt die Zukunft. Es liegt an uns allen, an jedem einzelnen.«

Christoph Ranft

Constanze Kurz, Frank Rieger: *Die Datenfresser. Wie Internetfirmen und Staat sich unsere persönlichen Daten einverleiben und wie wir die Kontrolle darüber zurückerlangen.* S. Fischer, 2011, 16,95 €.

# »Was war das? Was kommt jetzt?« Und was soll ich lesen?

## Das kurze Glück der Gegenwart – Richard Kämmerlings lädt ein in seine Bibliothek

Dieses Buch will ein Kompass sein: Richard Kämmerlings, ehemaliger FAZ-Redakteur und jetzt bei der *WELT*, versucht, einen Wegweiser für die deutsche Literatur seit 1989 auf 205 Seiten zu liefern. Verglichen mit Literaturgeschichten, die einen Abriss der Literatur vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert bieten – und das auf gut 150 Seiten, im Extrembeispiel der *Kurzen Geschichte der deutschen Literatur* von Heinz Schlaffer –, ist das schon ziemlich viel.

»Literaturgeschichte als Zeitgeschichte« verspricht der Klappentext, doch schnell stellt sich heraus, dass es hier zunächst um Lesegeschichte geht. Denn auch wenn seinem Buch Artikel und Rezensionen aus seiner Arbeit als Feuilletonist zugrunde liegen, wird doch deutlich, dass hier ein Leser, ein fleißiger natürlich, schreibt, und dieser »wirft einen sehr persönlichen, ‚subjektiven‘ Blick auf deutsche Bücher der letzten zwanzig Jahre.«

### Kreuz und quer durch die Literaturlandschaft

Der Leser Kämmerlings macht sich nun in Personalunion mit dem Kritiker und Literaturwissenschaftler an die heikle Aufgabe, das weite Feld der Gegenwartsliteratur zu kartographieren, es geht gewissermaßen um die »Vermessung der Welt« (Kehlmann, 2005). Seine eigenen Leser nimmt Kämmerlings dabei mit auf einen Name-dropping-Ritt durch die Verlagsprogramme von Melinda Nadj Abonji bis Fritz Zorn. 209 Namen umfasst das Autorenregister, aber keine Angst, viele Schriftsteller haben mehr als ein Buch geschrieben und es gibt ja auch noch Musiker und Filmemacher. Frei nach dem Motto »Die Welt ist groß und Rettung lauert überall« (Trojanow, 1996), steckt er dabei neun grobe Themengebiete ab, von den Orten der jüngeren Literatur über die Darstellung von Sex und Krieg bis zur Herkunft und Bildung der Autoren. Welche Themen sind allgegenwärtig, welche sind »Tabu« (Rühmkorf, 1995) – Kämmerlings liefert für jede These, für jeden Wunsch viele Beispiele. Damit die einzelnen Werke auch eine angemessene Einbindung genießen – es soll ja nicht scheinen, als wäre Goetz nur »Einer von vielen« (Zähringer, 2009) –, werden sie kurz zusammengefasst

und kontextualisiert. Da es sich jedoch meist um alles andere als »Simple Storys« (Schulze, 1998) handelt, ist es bisweilen schwierig, sich im Fluss der Zitate und Paraphrasen zurechtzufinden.

### Vom Mauerfall bis Wikileaks

Richard Kämmerlings zitiert nicht nur viele Autoren und Werke, sein Stil ist auch selbst zitierfähig – im nichtwissenschaftlichsten Sinne des Wortes. Es finden sich so prägnante Sätze wie »Die Literatur ist das Wikileaks des Zeitgeistes« – leichte Aphorismen, die dafür sorgen, dass das Gesagte hängen bleibt.

Ein zweiter Schwerpunkt des Buches besteht darin, auszuloten, was man unter dem komplexen Begriff der »Gegenwart« eigentlich zu verstehen hat. Kämmerlings verliert sich etwas in philosophischen Betrachtungen über die Zeit, aber zeigt zugleich auf, wie eng diese Problematik mit der Literatur verzahnt ist, denn auf der einen Seite »hat auch der beste Roman Anteile solcher Zeitspuren, die mehr oder weniger schnell unzeitgemäß werden« – andererseits sieht er auch in der Literatur Bleibendes, »das seine Zeit erzählt. Und damit aufbewahrt«.

In einem kürzeren Exkurs wird angemerkt, dass die Gegenwart und ihre Literatur auch Eingang in das Germanistikstudium gefunden hätten – Neuerscheinungen würden gelesen und in Seminaren besprochen. Sieht sich aber ein durchschnittlicher Student der Literaturwissenschaft mit der Bücherflut in diesem Werk konfrontiert, kann er sich glücklich schätzen, einen kleinen Prozentsatz der vorgestellten Literatur zu kennen.

### Gekommen, um zu bleiben: Eine Top-Ten

Hierin liegt aber auch eine Stärke von Kämmerlings Buch, denn gemäß seiner Arbeit als Rezensent, möchte er natürlich zum Lesen anregen. Bevor wir uns nun verzweifelt fragen, was wir gelesen haben sollten, »Wenn wir sterben« (Händler, 2002), und die Frage, welcher Roman angeschafft werden soll, beantworten mit »Alle oder keiner« (Peltzer, 1999), hilft uns Kämmerlings. Sein Buch wirft das Problem nicht nur auf, es ist

auch »Teil der Lösung« (ders., 2007); denn es wird eine Liste »seiner zehn Bücher der letzten zwanzig Jahre« aufgestellt – nicht zu verwechseln mit einer Top-Ten der besten Bücher, wie es auf dem Umschlag heißt. Mit diesen Büchern läge »der Leser jedenfalls nicht falsch, wenn er auf die Vergegenwärtigung der Gegenwart zielt«, heißt es, und so hinterlässt Kämmerlings seine Leser mit einem Bücherberg, einer langen Leseliste, einer überdimensionalen Landkarte und einem nicht ganz funktionstüchtigen Kompass.

Judith Niehaus

Richard Kämmerlings: *Das kurze Glück der Gegenwart. Deutschsprachige Literatur seit '89*. Klett-Cotta, 2011, 16,95 €.



# PiiP – Schreibratgeber für Studierende

Schreiben, schreiben, schreiben, wer hat nicht schon die ganze vorlesungsfreie Zeit mit Hausarbeiten oder anderen schriftlichen Ausfertigungen verbracht und sich häufig gefragt, wie das Hausarbeitsthema bearbeitet werden soll? Die Literaturberge nehmen den Schreibtisch ein und es stellt sich dann ganz häufig die Frage, wie man ein breitgefächertes Thema eingrenzen kann oder wie die Hausarbeit formalen und inhaltlichen Ansprüchen genügen könnte.

Mit diesen Problemen, die bei einer Hausarbeit oder Bachelor-/Masterarbeit auftreten können, beschäftigt sich das Sachbuch *Schreiben im Studium: das PiiP-Prinzip* von Silke Heimes. Silke Heimes ist Professorin für Kunsttherapie und Dozentin für kreatives und therapeutisches Schreiben an verschiedenen Hochschulen und gratuliert dem Leser im Vorwort: »Herzlichen Glückwunsch, dass Sie sich entschieden haben, Ihre Haus-, Bachelor- oder Masterarbeit in Angriff zu nehmen«. Bei der Bewältigung einer solchen Arbeit soll das »PiiP-Prinzip« helfen, das aus vier Schritten besteht: Präparation, Inkubation, Illumination und Produktion. Dabei verfolgt Silke Heimes einen systematischen Weg, wie eine Hausarbeit entsteht, der jedem Leser zwar sofort klar ist, allerdings doch gerade Erstsemestern Hilfestellung leistet. Der Weg, der bis zur fertigen Hausarbeit gegangen werden muss, beginnt mit der Themenfindung durch Brainstorming, Clustering oder Mindmapping.

Als nächstes sollen die Themenideen »ausgebrütet« werden, ein Vergleich mit einem Huhn liegt bei diesem Wort nahe, man soll also sein Themennest bauen und das Ei, als gesammeltes Wissen ruhen lassen und sich selbst Entspannung und Ruhe gönnen. Im Anschluss daran wird das Thema eingegrenzt, bevor es an das tatsächliche Schreiben geht. Zum Schluss stehen das Schreiben der Arbeit und das Endprodukt, das einer Benotung preisgegeben wird. Das Buch beinhaltet allerdings auch noch Extras wie Beispiele unter dem Aspekt Lernen am Modell, indem ein exemplarisches Inhaltsverzeichnis für eine Bachelor- und eine Masterarbeit vorgestellt wird. Auch Merkblätter und eine »Kleine Stilkunde« sind darin zu finden. Die Kapitel werden am Ende immer noch einmal kurz zusammengefasst und die Do's und Dont's bei der Verfassung von Hausarbeiten werden

mit Smileys versehen, die einen anlächeln oder den Mund hängen lassen. Das Buch ist für Studienanfänger geeignet, da es einen ersten Einblick in die Anforderungen einer wissenschaftlichen Arbeit gibt. Für Studierende, die in ihrem Studium allerdings schon einen Großteil von schriftlichen Arbeiten bewältigt haben, ist Silke Heimes »PiiP-Prinzip« als Vergewisserung und als Abgleich zu sehen, wie man selbst wissenschaftliche Arbeiten schreibt. Denn so etwas wie: »Sicher kennen Sie das Phänomen, dass man nach einigen Korrekturläufen für die eigenen Fehler blind wird«, ist Studierenden mit größerer Schreiberfahrung bestens vertraut, während Erstsemester diese Erfahrung in einem universitären Rahmen noch nicht gemacht haben. Silke Heimes bietet Studienanfängern mit dem PiiP-Prinzip einen guten Einstieg ins wissenschaftliche Schreiben, ab einer gewissen Semesteranzahl ist es allerdings nur zu einer Selbstüberprüfung der eigenen Vorgehensweise zu nutzen.

Kim Uridat

Silke Heimes: *Schreiben im Studium: das PiiP-Prinzip*. UTB, 2011. 9,90 €.

## Experiment: Schreibtraining live

Wer das Gefühl von Zeitdruck, zerbissener Unterlippe und nervöser Fahrigkeit so liebt wie ich, der muss leider eins tun: Der Wahrheit ins Auge blicken und das eigene Schreibverhalten analysieren. Das hat vermutlich mehr als einen Romancier in die lebenslange Therapie getrieben. Also Auge der Wahrheit: Schätzungsweise zählen sich mindestens die Hälfte aller Menschen zur Spezies Nachtmensch, ich natürlich auch, und um meine erfundene Statistik zu erweitern, ich persönlich habe kaum jemanden getroffen, der von sich behauptet hat, ein Morgenmensch zu sein, also – Erweiterung – schätzungsweise zählen sich achtzig Prozent aller Menschen zur Spezies Nachtmensch. Das heißt im persönlichen Fall, ich schreibe nachts, lese nachts und habe meine besten Gedanken nachts. Aber am konzentriertesten und logisch aufgebaut kann ich nur von zehn bis zwölf Uhr morgens arbeiten. Ein unlösbarer Konflikt? Ich bin diesmal zur »Schreibwoche« des Schreibzentrums der Ruhr-Universität Bo-

chum gegangen, freiwillig. Mit im Gepäck: Laptop, Wasser, ein guter Kuli und eine ungefähre Idee meiner anstehenden Hausarbeit. Und nun ja, zwei zu schreibende Artikel. Am Ende der Schreibwoche hatte ich fünf Seiten Hausarbeit mit grober Struktur, einen fertigen Artikel und einen, der aus handgeschriebenen, kritzelligen Notizen bestand. Und meine tägliche Kaffeedosis auf vier Tassen erhöht.

An insgesamt fünf Tagen trafen sich fast 100 Studenten mit den Organisatorinnen und Schreibtutoren des Schreibzentrums, um gemeinsam zu schreiben. Im ersten Augenblick klingt das wie ein wahr gewordener Albtraum, Ferienlager für Übermotivierte. Doch bei genauerem Hinsehen ist es – erschreckenderweise – unterhaltsam und eine gute Gelegenheit sich selbst und das Verhältnis zu Blatt und Stift, beziehungsweise Tastatur, zu beobachten.

Mit Keksen, Kaffee, Tee und Süßigkeiten verpflegt, hat man kaum noch Ausreden, nicht zu schreiben. Es besteht eine Auswahl zwischen Räumen, in denen gesprochen werden darf, und welchen, in denen Schreibstille herrscht. Zwischendurch werden Tipps gesammelt, wie das Schreiben am leichtesten fällt (anstatt zur Abwechslung an einer kniffligen Stelle im Internet zu surfen, lieber aus dem Fenster sehen, öfter mal mit der Hand schreiben anstatt tippen und um 16 Uhr ist wirklich Schluss), es wird eine Zielscheibe gebastelt, an der man Pfeile mit dem jeweiligen Ziel anbringen kann (Zehn Seiten schreiben! Hausarbeit und Artikel ergeben zumindest acht, also knapp!) oder ein Maßband mit den erreichten Seitenzahlen für alle sichtbar gemacht. Besonders hilfreich war es für mich, – auch wenn es gewöhnungsbedürftig klingt –, auf einem Zettel die jeweiligen Tagesziele aufzuschreiben und sich für diese Belohnungen einzuteilen.

Aber hinquälen um unter Aufsicht zu schreiben? Die Schreibwoche verschafft einem fünf Tage, an denen man sich konzentrieren kann. Es ist nur ein Stück der eigentlichen Arbeit, aber es ist die Chance, sich des unangenehmsten Teils angenehm zu entledigen. Unter der motivierenden Atmosphäre, das ist das Tollste, widmet man sich wirklich dem Schmerzpunkt.

Und für die Zweifler: Schätzungsweise liegt die Zahl der Menschen, die alleine Sport treiben (oder der Arbeit am Text mit naturgegebenem Jubel entgegenfiebern), noch unter jener der Morgenmenschen.

Katharina Bellgardt



## Hannelore Schläffer: *Die intellektuelle Ehe – Der Plan vom Leben als Paar*

Denkstoff zur Geschichte der Ehe: Die Tage der traditionellen Versorgungsehe und ihrer Regeln sind vorbei, »zu den Projekten der Moderne gehört die intellektuelle Ehe«. Dies ist die These der Germanistin und Publizistin Hannelore Schläffer. In ihrem Sachbuch stellt sie die historischen Debatten um die moderne Ehe vor und geht exemplarisch auf Pläne, Experimente und Modelle prominenter Vertreter ein: So diskutierten bereits der Soziologe Max Weber und der Psychoanalytiker Otto Gross über neue Paarkonzepte; später folgen Bertolt Brecht und seine Liebchaften ebenso wie die Beziehung von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre, die Schläffer ausführlich beschreibt: »Zu Beginn ihrer Beziehung experimentierten de Beauvoir und Sartre mit einer spezifischen Art von Dreiecksbeziehung, die sie »Das Trio« nannten.« Der Text ist dicht geschrieben, durch die Fülle an Namen und Informationen aus verschiedenen Forschungsgebieten kann der Überblick leicht verloren gehen: So kommen auf 224 Seiten geschichtliche und soziale Prozesse ebenso zum Zuge wie Charakterporträts, Beziehungsanalysen und die Literaturgeschichte. Nimmt man diese Detailfülle in Kauf, eröffnet das Buch neue Perspektiven, Beziehungen zu überdenken.

Lea Holstein

Hannelore Schläffer: *Die intellektuelle Ehe. Der Plan vom Leben als Paar*. Hanser, 2011, 18,90 €.



## Anne Kunze/Katrin Zeug: *Ab 18 – Was junge Menschen wirklich machen*

Es ist die Wie-Generation: Anne Kunze und Katrin Zeug wagen sich mit ihrem Buch *Ab 18 – was junge Menschen wirklich machen* in ein Labyrinth des Erwachsenwerdens.

»Der Zeitpunkt, zu dem wir uns sicher fühlen, wird niemals kommen«, heißt es von einem Jugendlichen, dem die Autorinnen auf den Zahn gefühlt haben. Die beiden Journalistinnen geben mit ihrem Buch einen persönlichen und unverblühten Einblick, wie es ist, in Deutschland erwachsen zu werden. Wir kennen die Generationen MTV, Doof, Praktikum und Facebook – doch wie sieht es eigentlich heute aus? Kann man die Jugend in ein Generationsklischee packen?

Die beiden Autorinnen sind quer durch Deutschland gereist, um 23 junge Menschen zwischen 18 und 25 Jahren über ihre Wünsche, Zukunftspläne, Arbeit, Familie, aber auch zu Politik und Freunden zu befragen. Heraus kamen ganz unterschiedliche Realitätsbilder, die manche Überraschung bereit halten.

Das Erwachsenwerden ist das Alter, in dem am meisten passiert: der Auszug aus dem Elternhaus, der erste Schritt ins Berufsleben, Verantwortung für sich selbst. Da ist zum Beispiel Magnus, 19 Jahre, aus einer adligen Familie, der im Gedanken an den perfekten Lebenslauf durch die Welt geht. Oder die 19-jährige Elena, alleinerziehende Mutter, die selbst noch erwachsen werden muss. Aber auch Studentin Sandra, 22 Jahre,

ohne echte Ideen für das weitere Leben, steht sinnbildlich für die fragende Generation. Mit Fragen an Schüler, Studierende, Azubis, Arbeitssuchende, Wehrdienstleistende bieten die Journalistinnen ein reichhaltiges Spektrum an Lebenssituationen, immer begleitet von tabellarischen Einschüben zum monatlichen Einkommen, Alter, Wohnort oder auch zum Tagesablauf.

Vor allem ein Aspekt fällt auf: die Angst vor der wegbrechenden Sicherheit. Jeder der Befragten wünscht sich ein geregeltes Leben, doch scheint das kaum noch realisierbar. Auf politische, wirtschaftliche und soziale Sicherheit ist immer weniger Verlass und auch die Veränderung der globalen Umweltsituation stimmt die Jugendlichen nachdenklich. Sicher scheint nur, dass nichts sicher ist. Wie treffe ich Entscheidungen? Wie soll mein Leben aussehen? Wie kann ich eine Zukunft aufbauen? Wie bereite ich mich auf das Erwachsenwerden vor? Diese Fragen sind kennzeichnend für die junge Generation – einer Wie-Generation: mit vielen Fragen, unzureichenden Antworten und einer noch viel größeren Sicherheitslücke.

Überraschend sind allerdings die Antworten zur Familienplanung. So gut wie alle der Befragten haben vor, eine eigene Familie zu gründen, und das nicht, wie Studien es immer wieder hervorheben, erst recht spät, sondern schon mit Mitte 20.

*Ab 18* ist allerdings keine Fallstudie, sondern eine detailgetreue Abbildung des Lebens junger Menschen. Durch ihre Antworten gewähren sie uns Einblick in ihre Gedanken, Ängste und Träume: »Es muss ein Verhältnis herrschen zwischen Anstrengung und Honorar, und dieses Verhältnis stimmt bei uns nicht«.

Kathrin Zeug und Anne Kunz bilden in ihrem Band unterschiedlichste Facetten einer Generation ab und werfen gelegentlich eigene Eindrücke von den Jugendlichen ein. Junge Leser können sich in dem einen oder anderen Gedanken selbst wiederfinden – und ältere können neue Einsichten gewinnen. *Ab 18* ist eine gelungene Verständnishilfe, um sich in junge Menschen hineinzusetzen – und ein Gedankenvermittler, der uns mit künftigen Problemen vertraut machen und uns die Augen für die Situation der nachfolgenden Generation öffnen kann.

Christina Mees

Anne Kunze, Katrin Zeug: *Ab 18. Was junge Menschen wirklich machen*. Rowohlt, 2011, 16,95 €.

# Die Krankheit des Jahrhunderts

Was Arno Geiger in *Der alte König in seinem Exil* über die Alzheimer-Erkrankung schreibt, berührt tief

»Ja, geh du nach Hause. Ich kann dir nur den einen Rat geben: Daheim bleiben und nicht fortgehen!« – Die Lebensweisheiten, die der Schriftsteller Arno Geiger von seinem Vater mit auf den Weg bekommt, verlieren durch dessen Alzheimer-Erkrankung nicht an Gewicht oder Ausdrucksstärke, ganz im Gegenteil. Getrieben von dem Gefühl, an keinem Ort mehr daheim zu sein, lebt der Vater in dem Haus am Hügel, das er selbst als junger Mann erbaute, an das er sich jedoch nicht mehr erinnern kann. Mit achtzehn Jahren wurde er in den Krieg eingezogen, musste dann an die Ostfront und geriet in Kriegsgefangenschaft. Daher hatte er sich geschworen, nie wieder seinen Heimatort zu verlassen. In seiner Demenz befindet er sich wie ein alter König in seinem Exil, sodass ihm letztlich kein noch so bekanntes Gesicht und kein noch so bekannter Lebensraum das Gefühl von Geborgenheit und Schutz vermitteln können.

»Da fragte ich ihn: Papa, weißt du überhaupt, wer ich bin? Die Frage machte ihn verlegen, er wandte sich zu Katharina und sagte scherzend mit einer Handbewegung in meine Richtung: Als ob das so interessant wäre.« Nicht nur seine Pflegerinnen, die ihn im Alltag unterstützen, auch seine eigene Familie muss sein eigensinniges Handeln erst verstehen lernen. Geiger zeichnet sein Bild des Mannes, der ihm jahrelang als Vater vertraut war, völlig neu und der Leser kann an der Entstehung einer intensiven Beziehung teilhaben. Der Freundschaft zwischen einem Vater, der seinen Sohn nicht mehr erkennt und einem Sohn, der seinen Vater und seine eigene Vergangenheit mit ganz anderen Augen betrachtet. »Es ist eine seltsame Konstellation. Was ich ihm gebe, kann er nicht festhalten. Was er mir gibt, halte ich mit aller Kraft fest.«

Arno Geiger, der 1968 in Bregenz geboren wurde und heute in Wien und Wolfurt lebt, veröffentlichte 1997 seinen Debüt-Roman *Kleine Schule des Karussellfahrens*. Sein Erinnerungs- und Familienroman *Es geht uns gut* wurde 2005 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Auch mit *Der alte König in seinem Exil* gelingt ihm ein Buch, das preisverdächtig ist. Denn der Autor bleibt fernab

von einer Genredefinition und verbindet, was so nur schwer zu verbinden ist: Sachbuch und Roman. Er setzt sich mit dem Verlauf der Krankheit seines Vaters rückblickend auseinander und hat dabei nicht nur seine persönliche Beziehung zu dieser lebensverändernden Situation im Blick, sondern vermittelt gleichzeitig, was der Umgang mit einem Erkrankten bedeutet. Für die Angehörigen und – soweit dies möglich scheint – für den Betroffenen selbst.

## Zwischen Weisheit und verlorenen Gedanken

»Will man den Kranken von der Krankheit befreien oder sich selbst von der Hilflosigkeit?« Arno Geiger stellt die richtigen Fragen und das nicht, um sie eindeutig zu beantworten, sondern um exemplarisch darzustellen, wie sich die Welt verändert, wenn man seiner eigenen Erinnerung nicht mehr habhaft werden kann und die Gedanken auf eine Reise gehen, die kein wirkliches Ziel mehr

zu haben scheint. Nicht nur die Gespräche mit seinem Vater spielen eine tragende Rolle, sondern auch das Nichterkennen der Krankheit zur Zeit ihres Ausbruchs. Der Verfasser kämpft mit Selbstvorwürfen und versucht, sein eigenes Leben umzukrempeln, um für den Vater das zu sein, was er damals für ihn selbst war: der Versorger.

Neben den Episoden aus dem Leben des Vaters vor und nach seiner schweren Erkrankung, gewinnt man durch kurze Einschübe einen Einblick in dessen Gedankengänge, die er im Gespräch mit seinem Sohn äußert und die den Anschein erwecken, als sei er trotz seiner Verwirrung und Vergesslichkeit ein sehr lebenskluger Mann. Und Arno Geiger ahmt genau diesen Zwiespalt zwischen Weisheit und verlorenen Gedanken nach, indem er gegen Ende seines Buchs in völlige Strukturlosigkeit verfällt und bruchstückhaft Vergangenes und scheinbar Gegenwärtiges zusammenhanglos aneinanderreicht. Seine Darstellung bleibt wohl bewusst offen, denn er betont auch selbst, dass er sich gewünscht hätte, über seinen lebenden Vater zu schreiben, nicht über einen bereits Verstorbenen. Geiger schreibt über einen der wichtigsten Menschen in seinem Leben so, wie nur er ihn empfinden konnte. Nichts wirkt aufgesetzt, pathetisch oder beschönigt. Die Relevanz des Themas, mit dem Geiger sich befasst, ist mehr als offensichtlich.

»Alzheimer ist ein Sinnbild für den Zustand unserer Gesellschaft. Der Überblick ist verlorengegangen, das verfügbare Wissen ist nicht mehr überschaubar, pausenlose Neuerungen erzeugen Orientierungsprobleme und Zukunftsängste. Von Alzheimer reden heißt, von der Krankheit des Jahrhunderts reden.« Das Werk ist so echt und schonungslos wie die Krankheit, die es darstellt; und zugleich erhellend – für Herz und Verstand.

Lisa-Marie Schöttler



Arno Geiger: *Der alte König in seinem Exil*. Hanser, 2011, 17,90 €.



### Janne Teller: *Nichts. Was im Leben wichtig ist*

Sprecherin Laura Maire wird für ihre Interpretation geehrt: Dass der umstrittene, gefeierte und vor allem überaus erfolgreiche Roman *Nichts* von Janne Teller als Hörbuch auf den Markt kam, war eigentlich nur eine Frage der Zeit.

Dass auch die vorgelesene Version einen solchen Erfolg verdient hat, ist der Sprecherin Laura Maire zu verdanken, die dafür mit dem deutschen Hörbuchpreis 2011 in der Kategorie »Beste Interpretin« ausgezeichnet wurde. Die 31-jährige Schauspieler, möglicherweise als Synchronsprecherin von Bella Swan in den Filmen der *Twilight*-Saga bekannt, gibt Agnes ihre Stimme. Aus deren Sicht wird rückblickend erzählt, was sich ereignet hat, als sie vor acht Jahren mit ihren Klassenkameraden auf der Suche nach der Bedeutung war. Durch diese subjektive Sicht, aber auch aufgrund ihres Parabelcharakters ist die Geschichte dazu prädestiniert, mündlich erzählt zu werden.

Maire spielt dabei mit leisen Tönen und winzigen Nuancen – ihre Interpretation ergänzt den unaufgeregten Stil der Autorin perfekt. Die Geschichte um den Berg aus Bedeutung ist so haarsträubend, dass davon ohne große Effekte erzählt werden kann. Das hat die Preisträgerin verstanden und umgesetzt.

Judith Niehaus

Janne Teller: *Nichts. Was im Leben wichtig ist*. Gelesen von Laura Maire. Silberfisch, 2010, 17,95 €.



### Aimee Bender: *Die besondere Traurigkeit von Zitronenkuchen*

Gelungene Variation eines uralten Motivs: Der Mensch versieht sich gern mit übermenschlichen Fähigkeiten. Es gibt die Klassiker – unsichtbar sein, fliegen können, die Zukunft sehen – und ihre unzähligen Abwandlungen. Schon seit Jahrhunderten müsste das Thema langsam mal durch sein. Ist es aber nicht und wird es wohl auch nie sein. Zu neugierig sind wir auf uns selbst und zu viel verrät eine gelungene Variation des alten Motivs über die Menschen und die Zeit, in der sie leben. Der Roman *Die besondere Traurigkeit von Zitronenkuchen* der amerikanischen Schriftstellerin Aimee Bender ist so eine gelungene Variation. Rose, Heldin und Erzählerin, kann den Gemütszustand der Köche im Essen schmecken, seit sie acht ist. Doch was sie über die Menschen erfährt, was diese verschweigen oder selbst nicht erkennen, das will Rose alles gar nicht wissen. Die Menschen sind zu kompliziert und zu selten einfach nur glücklich. In einer reichen, aber ganz sanften, ja liebevollen Sprache, die auch in der deutschen Übersetzung funktioniert, lässt Bender Rose ihre kleine Geschichte erzählen. Angenehm unaufgeregt ist der Zitronenkuchen, bescheiden, wenn man so will. Das ist gut so, er braucht keine Pauken und Trompeten – Liebe und Lebensweisheit genügen.

Christoph Ranft

Aimee Bender: *Die besondere Traurigkeit von Zitronenkuchen*. Berlin Verlag, 2011, 19,90 €.

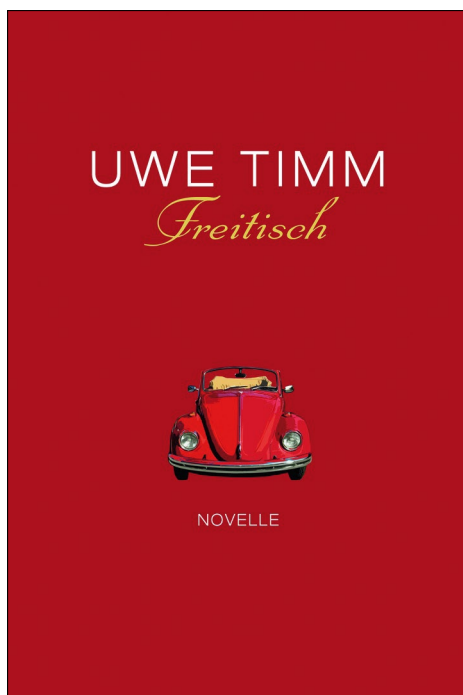


### Christa Wolf: *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*

Verdrängungsmechanismen: Wenn man die Taschenbuchausgabe von *Stadt der Engel* das erste Mal in der Hand hält, könnte man sich über den Titel wundern. In welchem Zusammenhang mag wohl die Stadt der Engel mit dem Überzieher von Dr. Freud stehen? Die Erzählerin lebt in Los Angeles. Sie begibt sich auf die Suche nach der geheimnisvollen »L.«, einer Frau, die mit ihrer verstorbenen Freundin in Kontakt stand. Dieser Handlungsstrang wird begleitet von den mehr oder weniger einschneidenden Geschehnissen, Anekdoten, die das Buch im Grunde hätten interessant machen können. Zwar besticht der Roman durch das Abdriften der Protagonistin in eine verworrene Gedankenwelt, jedoch will die Lust zum Weiterlesen nicht so recht aufkommen. Die Beschreibungen dümpeln vor sich hin. Es entsteht weder eine Tiefenzeichnung der Charaktere noch der Geschehnisse, die die Protagonistin erlebt. Langeweile macht sich bemerkbar, wenn Christa Wolf autobiografisch gefärbt über die Stadt der Engel schreibt. Ihr Verdrängungsmechanismus nach Freud wird hier aufgearbeitet. Dabei wird jedes unspektakuläre Detail aus dem Unterfutter von Freuds Mantel gezogen, ein ewiger Ritt auf der gleichen Thematik. Ein anderer Ansatz zur Selbstreflexion hätte das Buch interessanter gemacht.

Anita Hakopians

Christa Wolf: *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. Suhrkamp, 2011, 10,95 €.

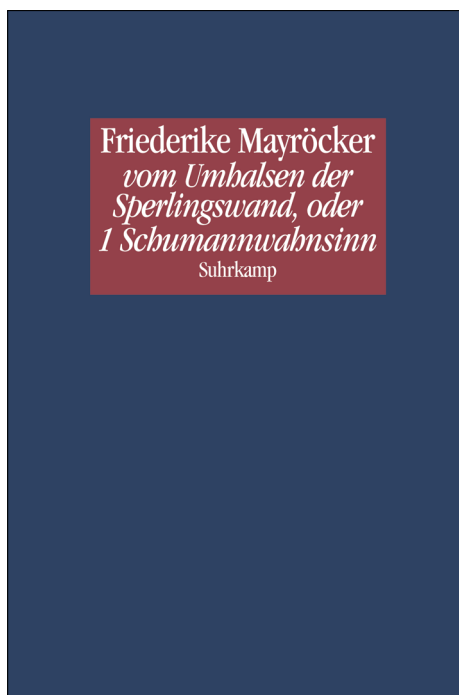


### Uwe Timm: *Freitisch*

Lebensträume versus Wirklichkeit. Ausgerechnet in Anklam, dieser kleinen öden Stadt in Mecklenburg, treffen im Jahr 2010 zwei Männer aufeinander, die als Studenten im München der 60er Jahre lebten und sich damals regelmäßig in der Kantine einer Versicherung verabredeten. Nach dem dortigen »Freitisch« ist Uwe Timms Novelle benannt, die auf 136 Seiten die alten Pläne mit der Realität von heute vergleicht. Als Studenten tauschten sie sich aus, über die Literatur von Arno Schmidt, die politische Lage und allgemeine Lebensfragen. Das meiste kam anders als erträumt: Der Ich-Erzähler hat schon lange alle revolutionären Ambitionen abgelegt und ist nun Deutsch- und Geschichtslehrer im Ruhestand, der damalige Mathematikstudent bezeichnet seine früheren schriftstellerischen Versuche als »Jugendsünde« und ist ein erfolgreicher Unternehmer geworden. Als Investor sondiert er jetzt die Lage für eine Mülldeponie in Anklam. Es gibt aber auch eine Art Gegenfigur: Ein ehemaliger Mitbewohner des Ich-Erzählers ist tatsächlich ein bekannter Schriftsteller geworden. Uwe Timm versetzt den Leser gekonnt in die 60er Jahre und fängt den damaligen Zeigeist in amüsant gehaltener Sprache ein – und zwar so gut, dass man beinahe wünscht, man wäre selbst in den 60ern dabeigewesen.

Juliane Gigler

Uwe Timm: *Freitisch*. Novelle. Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2011. 16,95 €.



### Friederike Mayröcker: *vom Umbalsen der Sperlingswand...*

Geisterhafte Sprachkompositionen in Friederike Mayröckers *vom Umbalsen der Sperlingswand, oder 1 Schumannwahnsinn*: »ach! die Waage zu finden zwischen den Lustgärten der Sprache und den Schluchten der Sprache oder Schluchzen der Sprache.« Kaum wurde die Grande Dame der österreichischen Literatur mit dem Bremer Literaturpreis 2011 ausgezeichnet, erscheint bereits das nächste Werk von Friederike Mayröcker. Es beginnt mit der Aussparung von Personen auf Fotografien – und eben solche Aussparungen ziehen sich auch geisterhaft durch den gesamten Text. So überlagert sich die Liebesbeziehung zwischen Clara und Robert Schumann mit der eigenen Liebesgeschichte der Autorin, die fast fünfzig Jahre mit dem Dichter Ernst Jandl zusammenlebte. Es mischen sich Autobiografie und Fiktion, Lektüreeindrücke (Pound, Beckett, Derrida, Joyce oder Genet) und Nachrichtenmeldungen: »Die isländische Aschewolke hat Europa erreicht.« Auf diese Weise entsteht ein scheinbar »zusammenhangloses Blitzen«, eine geisterhafte Komposition, die die Sprache zum Klingen bringt. »man muss die Sprache empfinden, hier und da ein Gewicht drauflegen und wegnehmen wie Apothekerwaage, so muss es stimmen, so muss es tönen.«

Katja Papiorek

Friederike Mayröcker: *vom Umbalsen der Sperlingswand, oder 1 Schumannwahnsinn*. Suhrkamp, 2011, 14,90 €.



### Wilhelm Genazino: *Wenn wir Tiere wären*

»Lange kam ich problemlos an Frau Meinecke vorbei, weil ich mir immer dachte: Diesen Kelch nicht auch noch. Aber seit ich mir als halbtoter Gebrauchtmann vorkam, der an einem Gebrauchtschreibtisch saß und dort vielleicht nicht mehr wegkam, verlor ich eines Nachmittags die Fassung und drückte Frau Meinecke seitlich in die Jacken und Mäntel der Kollegen und küsste sie heftig und fasste ihr an die Brust und an den Popo.«

»Selbstüberfickung« attestiert sich der schizoid-introvertierte Namenlose, der uns auf 158 Seiten (Roman, ja?) ausbreitet, warum die Welt nach einem Marsch ähnlicher Protagonisten durch Genazinos Plots für ihn nun vor allem aus Brüsten und Prokrastination besteht. Das ist großartig, aber man muss dafür geschaffen sein – oder Genazino-Fan –, einen Text zu genießen, der ganz bewusst zu einer Trockenheit findet, die den heiligen Ernst eines Loriot noch wie weinseliges Büttnerreden aussehen lässt. Die oben zitierte Stelle ist hinreißend genug, die Lektüre von *Wenn wir Tiere wären* zu rechtfertigen, aber es ist schade, dass man lange darauf hinlesen muss. Die Eckdaten in Kürze: Freier Architekt stolpert zwischen zwei Frauen und über kleptomatisch motivierten Trickbetrug, aber vielleicht taumelt er in die Affenliebe eines müden, späten Glücks. Wünschen wir es ihm!

Britta Peters

Wilhelm Genazino: *Wenn wir Tiere wären*. Roman. Hanser, 2011, 17,90 €.

## »Tief unten in der Fernsehwelt«

### Matthias Frings beschreibt in *Ein makelloser Abstieg* die Abwärtskarriere eines Moderators

»Simon war zwar Profi, aber manchmal schien seine private Person die öffentliche Hülle sprengen zu wollen... Wenn er ›Kack die Wand an!‹ rief, herrschte Alarm.« Seinen Roman erzählt Matthias Frings – selbst als TV-Moderator bekannt – aus der Sicht des zunächst erfolgreichen Fernsehmoderators Simon Minkoff. Nach der Moderation des Bayerischen Fernsehpreises, auf dem Höhepunkt seiner Karriere, fühlt Minkoff sich gefangen in seiner selbsterdachten Rolle. Zunächst plant er eine Auszeit für ein Jahr, erkennt die Alkoholsucht seiner Frau Vivian, verfällt unbewusst in eine Co-Abhängigkeit und leitet seinen »makellosen Abstieg« selbst mit ein. Minkoff meidet mehr und mehr die Öffentlichkeit und plant seine Kinobesuche oder andere Ausflüge genau, um möglichst nicht erkannt zu werden. Frings entwirft seinen Protagonisten als einen komplexen und vielschichtigen Charakter und es scheint, als hätten vor allem die Passagen zur Fernsehwelt autobiografische Züge. Allerdings sind die Nebendarsteller sehr eindimensional dargestellt. Zwar ändert Minkoffs Frau das Leben ihres Mannes entscheidend, wird aber nur als hilflose Alkoholikerin skizziert. Matthias Frings wurde 1953 in Aachen geboren und studierte

dort. Für seine Biografie des Schriftstellers Ronald M. Schernikau erhielt er 2009 den Preis der Leipziger Buchmesse. Heute arbeitet und lebt Frings wie auch der Protagonist des Romans in Berlin. Daher überrascht es nicht, dass einige Schilderungen der Stadt, von Parkbesuchen oder Kneipenabenden ebenso authentisch wirken, wie die Atmosphäre der Fernsehwelt. Solche Szenen zeichnet er mit sehr viel Detailwissen und Expertise nach und kommt der Wahrheit wohl recht nahe, wenn er den Programmdirektor einer Fernsehsendung beschreibt, dem die skrupellose Steigerung der Marktanteile wichtiger ist als das Image. Beispielsweise kauft sich Minkoff bei dem Verlagschef einer großen Zeitung sein Privatleben zurück, indem er diesem eine Geschichte über einen Kollegen liefert. Eine teilweise überkonstruierte parallele Erzählweise erschwert, durch anfangs kaum nachvollziehbare Zeitsprünge und Situationswechsel, den stetigen Lesefluss. Mit subtilem Wortwitz und Anspielungen versucht Frings – im Stil eines Unterhaltungsr Romans –, den Leser durch Entgleisungen seines Protagonisten im Stil von »Kack die Wand an« zum Schmunzeln zu bringen.

Philipp Wuwer

Matthias Frings: *Ein makelloser Abstieg. Roman.* Aufbau, 2011, 19,95 €.

## Verloren im Dickicht der Ideen

### Jeanette Wintersons Roman *Die steinernen Götter*

Im Einband steht, es gehe um Liebe. Der Verlag will uns vormachen, die britische Schriftstellerin Jeanette Winterson erzähle die Geschichte einer Frau, die sich – in nicht allzu ferner Zukunft und noch dazu auf einem fremden Planeten – für die Liebe und gegen gesellschaftliche Konventionen entscheide. Ohne zuviel zu verraten: Um Liebe geht es hier tatsächlich nur am Rande. Jeanette Winterson, die für ihr literarisches Schaffen mit dem ›Order of the British Empire‹ ausgezeichnet wurde, spinnt mit ihrem zwölften Roman *Die steinernen Götter* vielmehr eine bildgewaltige Unendlichkeit aus Science-Fiction, Kritik an konsumorientierter Gesellschaft, philosophischen Diskussionen zum Wesen der Menschheit und der Entdeckung der Osterinseln. Komprimiert auf gerade einmal 269 Seiten springt Winterson zwischen Ideen und Zukunftsvisionen hin und her, die sie mit einer enormen Sprachgewalt wieder und wieder aufrollt. Spielball dieser Ideen ist die – mal männliche, mal weibliche – Hauptfigur Billie, die zunächst auf dem erdähnlichen Planeten Orbus lebt, der dem Untergang geweiht ist, weswegen die Menschheit nach einem Ersatz suchen muss. Kaum ist dieser gefunden, findet sich der Seefahrer Billie auf den Osterinseln im Jahr 1774 wieder, wo er in den Kult um die dortigen Steinstatuen (die steinernen Götter) hineingezogen wird, nur um schließlich wieder in der Zukunft zu landen –

auf der Erde, die jedoch ebenfalls kurz vor ihrem Verfall steht. Dass Winterson ihrem Roman zudem spitzfindige Überlegungen zum geistigen Erbe der Menschen hinzu gibt, vergrößert die inhaltliche Verworrenheit nur: »Es wird so weitergehen wie bisher: Die Kämpfe, das Töten, der Mangel, der Verlust, um die Macht, um den Neid, um jeder Dummheit willen, die dem Menschen in den Sinn kommt. Und hier auf den Knien ist die kleine Welt, die ich für immer festhalten wollte, federleicht, als wenn die Welt selbst federleicht am Himmel aufgespannt wäre, ohne Drohungen und Ängste, ohne Hilfsmittel, nur die Welt selbst, ein Garten von großer Schönheit auf einer Weite voller Sterne.« Der Übersetzerin Monika Schmalz kann es also nicht hoch genug angerechnet werden, sich diesem Labyrinth von immer neuen Sprachbildern und Beschreibungen gestellt zu haben. In der Tat ist Wintersons Sprache mannigfaltig und ihren weit gespannten Bildern und Visionen angemessen; und dennoch trägt sie nicht dazu bei, ihr gedankengefülltes Universum verständlich zu machen. Vielmehr wird jeder zarte Strang einer Erzählung unter der regelrechten Wortfülle begraben. So verliert sich der Roman in den unendlichen Weiten der eigenen Ideen – und die Liebe kommt zu kurz.

Franziska Schade

Jeanette Winterson: *Die steinernen Götter.* Berlin Verlag, 2011, 22,00 €.

# Wahrheit, Lüge, Tango

## Richard Wagner wirft in *Belüge mich* einen kritischen Blick auf die rumänische Geschichte

»Jemand fordert dich zum Tanzen auf, und es stellt sich heraus, er kann gar nicht tanzen.« Programmatisch für den gesamten Roman führt dieser Satz alle Fäden der Geschichte zusammen – Wahrheit und Lüge, Tango und die Gesellschaft. Richard Wagner erzählt in *Belüge mich* von der jungen Journalistin Sandra Horn. Sie kommt in ihre Geburtsstadt Bukarest zurück, um eine Frauenzeitschrift aufzubauen. Im Auftrag dieses Szeneblatts recherchiert sie den ungeklärten Mord an Loretta Luca, der Tochter eines Kommunisten und einer »Femme fatale« der Bukarester Tangoszene. Bei ihrer Recherche verstrickt sie sich immer tiefer in die schwierige Vergangenheit ihrer eigenen Familie. Wie ein Spinnennetz sind die unterschiedlichen Generationen miteinander verwoben, mal sind sie Täter und mal Opfer. Auch im Fall von Sandra Horn könnte es eine Mischung aus beidem sein. Sie beginnt eine leidenschaftliche Affäre mit Marcel Toma, dem Mann ihrer ehemals besten Freundin. Diese Tatsache blenden beide allerdings lieber aus und verliehen sich in der Bukarester Tangoszene. Eingeholt werden sie aber von ihrer Vergangenheit, ihrer Väter- und Großvätergeneration. Das Haus des Großvaters entpuppt sich als grausame Folterkammer und Sandra muss erkennen, dass Verrat und Vertrauen trü-

gerisch nah beieinander liegen. Als Marcel Toma ermordet wird, gerät auch Sandra in Verdacht. *Belüge mich* ist als Roman genauso verworren, wie die Geschichte, die er erzählt. Sprachgewaltig und einfach zugleich, hier eine logische Tatsache, dann im nächsten Satz beiläufig der Widerspruch. Ein Absatz zuvor schien noch alles klar, ein paar Worte später hat es Richard Wagner schon wieder relativiert. Mit einem kritischen Blick auf die rumänische Geschichte zeichnet der rumäniendeutsche Autor, der zum Schriftstellerkreis »Aktionsgruppe Banat« gehörte, die Ereignisse nach dem ersten Weltkrieg bis ins 21. Jahrhundert nach. Kritisch, aber niemals verurteilend, obwohl Wagner in seiner Heimat Arbeits- und Publikationsverbot erhielt. 1987 zog er mit seiner damaligen Ehefrau Herta Müller nach Berlin; seine eigene Vergangenheit arbeitet er nun in diesem Roman auf. Wagners munteres Springen in den Szenen, gerade noch im Bukarest von heute, dann wieder in der Vergangenheit, strengt an. Trotzdem schafft er es, die Spannung aufrecht zu erhalten und mit ihr auch den Lesesog. Beinahe impressionistisch malt er mal eine Melodie aus und verfällt im nächsten Moment in einen parataktischen Stenostil. Das ist Tango.

Jacqueline Stork

Richard Wagner: *Belüge mich*. Aufbau, 2011, 22,95 €.

# Im Alltag öffnet sich ein geheimnisvoller Raum

## Simon Armitage stellt in seinem Gedichtband *Zoom!* scheinbar Unmögliches dar

Schmerzen, gesammelt in einer Tragetasche, verwandeln sich in einen Kaktus und das kann »eine gefährliche Sache« werden. »Doch gibt man ihm den üblichen Namen, / drapiert ihn mit einer Schleife und schickt ihn an die richtige Adresse / dann ist er, wirklich, ein tolles Geschenk«. In dem Gedichtband *Zoom!* von Simon Armitage vermischen sich kritische, nachdenkliche Töne und humorvolle Sprachexperimente, prosaische und lyrische Stilelemente. Der Gedichtband erschien bereits 1989 in Großbritannien und wurde nun in einer zweisprachigen Ausgabe mit einer gelungenen Übersetzung Jan Wagners, der als Dichter und Übersetzer arbeitet, herausgegeben. Simon Armitage, geboren 1963, britischer Lyriker, Dramatiker und Romanautor, spielt mit den Gattungsgrenzen und bedient sich dabei häufig der Alltags- und Umgangssprache. Wie es Jan Wagner im Nachwort des Gedichtbandes ausführt, lässt sich Armitages Lyrik an die Tradition der modernen britischen Lyrik des vergangenen Jahrhunderts anschließen. Besonders mit Philip Larkin wird Armitage aufgrund von dessen »großem Formbewusstsein und bitterem Humor« oft verglichen. Der Leser sollte sich von der scheinbar einfachen Sprache in Armitages Gedichten nicht täuschen lassen. Armitages Lyrik ist vielschichtig, bildreich und assoziativ. Innerhalb der Gedichte werden Situationen und

Bilder zusammengebracht, die auf den ersten Blick in keinerlei Verbindung miteinander stehen, absurd wirken und dann vielfache Assoziationen, neue Bilderwelten und Deutungen eröffnen. So gelangt das Gedicht »Der rechte Weg« ganz unvermittelt von der Berufsberatung zum Röntgenbild eines verschluckten Spielzeugs: »Als der große, bärtige Berufsberater / Tisch und Diaprojektor aufgebaut hatte, / machte es Klick. Auf der Leinwand vor uns, / wie eine Fotografie der menschlichen Seele, / das Röntgenbild des zehnjährigen Mädchens, / das ein Spielzeug verschluckt hatte.« Vertraute Situationen und Bilder werden so verfremdet, ein scheinbar realistischer Bericht einer Weisheitszahnoperation entpuppt sich durch die letzten Verse – »und ich bin alles andere als glücklich / darüber, wie man mir, ernsthaft jetzt, die Zungenspitze / an die Backe genäht hat.« – als ausgeklügelte Metapher. Selbst ein harmloses Kinderspiel mit einem Reifen mündet in einem geheimnisvollen physikalisch-astronomischen Raum der Sphären und Quantensprünge. Simon Armitage zeigt eindrucksvoll, was die lyrische Sprache kann, nämlich die alltäglichen Dinge beschreiben und weit über sie hinausgehen, Dinge nebeneinander stellen, zusammenknüpfen und trennen – und dabei immer wieder neuen Sinn entstehen lassen.

Jana Bleckmann

Simon Armitage: *Zoom!* Ausgewählt und übersetzt von Jan Wagner. Berlin Verlag, 2011, 19,19 €.



»Kennt sich hier jemand mit Huhn-Hypnose aus? Falls ja: warum?« – Solche Sprüche haben den @Vergraemer, wie sich Jan-Uwe Fitz innerhalb der digitalen Hundertvierzigzeichenwelt nennt, zu einem der bekanntesten Twitterer Deutschlands gemacht: Über 36.000 Leser verfolgten die Tweets des Werbetexters und Autors unter [twitter.com/Vergraemer](https://twitter.com/Vergraemer). Nun hat Fitz sein erstes Buch veröffentlicht, einen »Wahnsinnsroman« – über eine Figur namens Jan-Uwe Fitz. Fitz (der Protagonist) schildert seine sehr eigene Welt, in der er von Wanderbaustellen verfolgt wird, seinem Nachbarn aus Neid den Balkon klaut und sich nach immer genau zehn Minuten heimlich von Partys davonstehlen muss, weil er es wegen seiner Menschenangst nicht länger aushält. Überhaupt sind andere Menschen nichts für ihn, weswegen er sich im zweiten Teil als »blinder Patient« in eine private Nervenheilanstalt einschleicht. Dort lebt er im Einzelzimmer seiner Mitpatientin Frau Kautge, ohne ihr Wissen hinter einem Vorhang, um sich dann schließlich dem Chefarzt zu stellen, der aber schon längst den Hausmeister als »blinden Patienten« identifiziert hat. Dieser recht spezielle Humor wird nicht jedem gefallen. Wer allerdings den absurden Humor eines Terry Pratchett oder Douglas Adams, eines Helge Schneider oder eines frühen Otto Waalkes mag, der wird mit diesem Buch großen Spaß haben.

Patrick Lüke

Jan-Uwe Fitz: *Entschuldigen Sie meine Störung. Ein Wahnsinnsroman.* Dumont 2011, 8,99 €.

## Jan-Uwe Fitz im Interview

*Am 7. Juli 2011 organisierte die fusznote eine Lesung mit Jan-Uwe Fitz im Kulturcafé der Ruhr-Universität. Im Vorfeld der Veranstaltung hat er sich mit uns über Wahnsinnsromane und die Dinge an sich unterhalten.*

**Wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen, dass du ein Buch über einen gestörten Menschen schreibst?**

Ich wollte etwas schreiben, das mir leicht fällt, und da ich mit meinen Störungen und denen anderer relativ entspannt im Gegensatz zu anderen Menschen auch humorvoll umgehen kann, dachte ich mir »Schreib‘ mal was drüber«. Es gibt viele Bücher zum Thema Burnout, Depression, Alkoholismus, aber einen humorvollen Blick, diese Selbstverarschung, sich selbst mit seinen Störungen nicht ernst zu nehmen, gab es – meiner Meinung nach – noch nicht in diesem Bereich. Ob man es so machen muss, wie ich es gemacht habe, ist eine andere Entscheidung, aber es ist zumindest der Versuch, das Genre um ein Comedy-Element zu erweitern.

**Also hat der Roman auch reale Bezüge, du hast dir das alles nicht nur ausgedacht?**

Nein. Ich meine, jeder hat Störungen, der eine mehr, der andere weniger. Ich leide seit meiner Pubertät unter – bzw. habe darunter gelitten – sozialen Hemmungen. Das nennt sich soziale Phobie, d. h. ich war früher nicht in der Lage, unter Menschen zu sein. Irgendwann habe ich dann damit umzugehen versucht, indem ich mich darüber lustig mache, und seitdem geht es auch wirklich besser. So etwas geht natürlich nur, wenn es nicht so schlimm ist. Jemand, der richtig depressiv ist und Selbstmordgedanken hat, der wird natürlich nicht in der Lage sein, über sich selbst zu lachen. Aber bei mir war es so. Meine sozialen Störungen haben mich sehr stark eingenommen und behindert im Alltag, gerade in meinem Beruf. Ich habe damals in der Werbung gearbeitet, eigentlich ist das ein sehr kommunikatives Business, und da muss man lernen, irgendeinen Umgang damit zu finden. Entweder gibt man sich dann die Pharma-Kante oder versucht es, indem man über sich selbst lacht.

**Warum hast du die Story auf 100 Seiten in der Mitte des Buchs komprimiert? Ich habe mal nachgesehen: Es sind wirklich 100 Seiten irgendwas, dann 100 Seiten Story, dann wieder 100 Seiten irgendwas.**

Ich wollte eine Rahmenhandlung ins Buch einführen. Dann dachte ich mir aber »Warum muss ich diese Rahmenhandlung wirklich als Rahmen einsetzen? Komm, setz‘ sie komprimiert rein«. Ich wollte mit den Erwartungen spielen, die man an einen Roman hat. Mir ist damals gesagt worden, Dumont hätte gerne einen Roman; ich habe gesagt, ich möchte lieber mehrere kurze Sachen schreiben. Dann habe ich gesagt, ok, ich schreibe einen Roman, aber so, wie ich einen Roman verstehen würde, d. h. als Persiflage auf das, was Leute von Romanen erwarten. Daraus ist dann dieser zerstückelte Patchworkroman geworden, aus ganz vielen Teilen. Zum Beispiel fehlen viele Stücke, die ich bewusst rausgenommen habe, und die ich vielleicht irgendwann mal im Internet als Blog veröffentliche. Das Buch hat also ganz bewusst keine feste Romanstruktur. Es nennt sich zwar Roman, weil der Verlag es »Wahnsinnsroman« nennen wollte, aber für mich ist es mehr Patchwork, Fragmente aus einem Roman.

**Der Roman besteht eigentlich ja aus mehreren miteinander verbundenen Sketchen.**

Ganz genau. Es sollte eigentlich mehr etwas Drehbuchhaftes bekommen. Also es sind viele Nur-Dialoge drin, die hin- und hergehen, ohne dass ich dazu schreibe »sagte er« oder »sagte sie«. Man kann das Buch gut weglesen, aber nur schwer richtig verstehen. Teilweise vertauschen sich zum Beispiel die Rollen im Laufe der Dialoge. Auf einmal redet der Psychiater die Inhalte des Patienten und umgekehrt, ohne dass der Leser es mitbekommt, weil ich nicht reinschreibe »sagte er« oder »sagte sie«. Das Ganze ist sehr verwirrend, aber mit Absicht, denn es ist ein Gestörter, der dieses Buch schreibt, also mein Alter Ego. Warum sollte der es hinkriegen, einen gut strukturierten Roman zu schreiben? Wenn ein Gestörter einen Roman schreibt, kommt sowas dabei raus, das ist der Ansatz dahinter. Es gibt viele Leute, die sagen »Es steht vorne drauf, es sei ein Roman, dabei ist es kein Roman!« und das sage ich auch. Es ist eine Persiflage auf einen Roman.



**Ist dein Verlag damals auf dich zugekommen oder wie war das?**

Mich hat eine Agentin von einer relativ großen Berliner Literaturagentur angesprochen, die mein Blog gelesen hat und es lustig fand. Sie meinte, das sei auf jeden Fall etwas, was die Verlage interessieren und sich verkaufen könne, und ob ich nicht Lust hätte, etwas zu schreiben, etwas Großes, Zusammenhängendes, einen Roman. Angeblich musst du als Neuling Romane schreiben, um verkauft zu werden. Roman war jetzt nicht das, was ich wollte, ich wollte eher kürzere Sachen schreiben, mehr eine Aneinanderreihung von Sketchen, die von einem wahnsinnigen roten Faden zusammengehalten werden – der aber eigentlich ein bunter Faden ist. Es gibt in diesem Buch blaue Fäden, rote Fäden, grüne Fäden, es ist alles Mögliche drin. Viele lesen das Buch und erwarten eine Geschichte, weil »Roman« drauf steht. Es ist wirklich faszinierend, wie viele Leute es einem dann auch persönlich übel nehmen, dass man keinen Roman geschrieben hat, obwohl »Roman« vorne drauf steht. Es war das erste Taschenbuch von Dumont, die hatten bisher nur Hardcover, und ich habe das Gefühl, die haben mich einfach machen lassen. Die Lektoren hatten damals echt anderes, Wichtigeres zu tun, die haben sich um den neuen Houellebecq und Murakami gekümmert. Als das Buch rauskam, haben sie sich gedacht »Gut, der hat auf Twitter 32.000 Follower, irgendwas macht der schon richtig, lassen wir es mal so, wie es ist«. Ich glaube, dass sie sich am Anfang sehr an diesen Roman gewöhnen mussten. Aber jetzt, wo er sich ganz gut verkauft, sind sie, glaube ich, auch glücklich.

**In deinem Blog findet man viele Hörspielgeschichten von dir. Kommst du aus dieser Richtung, hast du dazu eine spezielle Verbindung?**

Das hat sich ergeben, einfach weil ich seit frühester Kindheit Spaß am Hörspiel und am Radio habe. Radio ist ein extrem spannendes Medium, auch heute. Man kann den Leuten sozusagen Kopfkino erzählen. Also ihnen nicht die Bilder im Kopf abnehmen, sondern sie mit der Sprache gestalten, so dass die Zuhörer im Idealfall ein bisschen darüber nachdenken. Gerade diese ganzen Dialoge kommen noch eine Spur besser, wenn man sie (vor)liest, weil die Leute sich diese besser vorstellen können, wenn man klar macht: Das ist ein alter Mann, der jetzt hier spricht, das eine junge Frau. Und es macht einfach Spaß, weil das natürlich auch so ein krankes Medium ist; die Dialoge sind über weite Teile auch komplett krank und hirnrissig, und die kommen, wenn man sie mit kranken Stimmen spricht, ganz gut rüber.

**Die Rezensionen zu diesem Buch waren sehr positiv, und es stand oft dabei, dass man das Buch am besten vorlesen soll.**

Das stimmt, das Vorlesen hilft dem Buch. Bei der Lesung in München vor vier Wochen etwa waren einige Leute, die sehr skeptisch in die Lesung kamen und sich dachten »Naja, wir hören uns das mal an«. Dann aber, als ich das Buch gelesen habe, haben sie eine ganz andere Beziehung zu diesem gestörten Menschen im Buch gefunden. Die dachten vorher, der ist unsympathisch, ein Arschloch. Beim Lesen haben sie dann gemerkt, dass

er doch ein bisschen was von den eigenen Ängsten hat. Denn die sozialen Ängste, die ich beschreibe, die kennt jeder, nur pervertiere ich sie, ich übertreibe sie. Zum Beispiel dieses »Es nur 10 Minuten auf einer Party aushalten« kennt jeder, dieses Unwohlsein, dass es zu eng ist, aber niemand spricht es offen aus. Diese Person in dem Buch redet aber offen drüber und scheint einigen Leuten aus der Seele zu sprechen. Natürlich nicht jedem, viele können damit gar nichts anfangen.

**Ist eine Fortsetzung geplant?**

Von *Bitte entschuldigen sie meine Störung* könnte ich ohne Probleme einen zweiten Teil schreiben, also mit den »vergessenen Texten«. Andererseits sagt Dumont natürlich »Ok, das erste Buch war gut und experimentell, aber jetzt brauchen wir doch mehr was Klassisches, was mehr Leute anspricht«. Bisher habe ich relativ gutes Feedback bekommen. Es gibt anscheinend Menschen, die noch mehr davon lesen wollen würden. Aber es ist nunmal kein Mainstream. Es wird sich niemals so wie zum Beispiel Matthias Sachau verkaufen, obwohl es auch zum Comedy-Genre gehört. Es ist einfach sehr speziell. Ich habe beim Schreiben gemerkt, dass mich diese Twittersprache schon sehr stark geprägt hat. Wahrscheinlich könnte man den Roman in 140-Zeichen-Abschnitten auf Twitter einsetzen und es würde auch funktionieren.

*Patrick Lüke*

# Gut.